

*I saw a fence
but not a border*

2021

BECOMEYOURSELF

Gedanken aus 3 – monatiger Untersuchungshaft

Es ist nicht leicht sich vor anderen zu rechtfertigen, fällt es einem selbst so schwer den Grund jeder Anklage nachzuvollziehen. Es ist nicht leicht Entschuldigungen zu finden, die dem in Unverständnis verbitterten und in Sorge leidenden Herzen gerecht werden, während das eigene Herz selbst weder der Rechtfertigung noch Entschuldigung bedarf.

Bereut das Rad, dass es rollt? Fragt das Feuer, warum es brennt? Ermisst die jagende Sternschnuppe Weg und Ziel? Räder rollen, Feuer brennen, Sterne jagen und Menschen wagen sich stets aufs Neue in die Ungewissheit der Welt hinaus, ohne Wissen um Gefahr, Schmerz und Schranken. Ist es Tollwut? Ist es Leichtsinn? Ist es Mut? Wer mag darüber urteilen? – Die Welt dreht sich hinfort und nie wird der letzte jugendhaft Übermütige ihre Fesseln sprengend in das All geschleudert werden – nie der Letzte. Denn wo Leben blüht, blüht Jugend und wo Jugend lebt, blüht die Kraft dem Alten den Rücken zuzuwenden und mit offenen Armen und gläubigem Blicke das Neue vom Himmel zu holen. Es gibt kein Leben, das sich selbst verleugnet. Es

gibt kein Leben, das sich selbst verschont – aller Neuanfang aber ist Leben.

Ich möchte zum Anlass meines zweimonatigen russischen Gefängnisaufenthaltes die Gelegenheit nutzen, das Wort jugendlichen Leichtsinns zu ergreifen und als Warnung dem steifen, als Hoffnung dem vollen, als Verteidigung dem klugen und als Rechtfertigung dem anschuldigenden Herz auf den nebelumschlungenen Weg des Lebens vor die Füße werfen. Ich möchte die Geschichte einer Schar erzählen, einer „jungen Mannschaft auf großer Fahrt“, wie unsere russische Dolmetscherin uns liebevoll begrüßte – einer Jugend, deren Schicksal es war ist und für immer sein wird, mit blutig geschlagenen Köpfen an den Mauern der stumpfen Gewohnheit abzuprallen – doch die, diese Niederlagen nicht anerkennend, immer wieder und wieder die gleichen Fehler zu begehen sucht. Diese Jugend ist nicht tollwütig, nicht berauscht, nicht von Sinnen, sie ist letzten Endes nur zweierlei – ehrlich und gläubig. Ehrlichkeit birgt Selbsterkenntnis bis zur Selbstverleugnung. Der Glaube baut aus den Trümmern des entschleierte[n] Ichs wie von Zauberhand Stein auf Stein zusammenfügend das Neue. Dieses Neue ist nur so neu, wie die Kultur aus der es erwächst alt ist. Je älter aber die Kultur, desto tiefer tut

sich der Graben zwischen Herkömmlichem und zu neuen Leben strebenden Kräften auf.

Die Geschichte dieser Jugend kennt keinen Anfang, so wenig wie ihr Streben ein Ende. Sie ist ein Urphänomen. Ihr haftet wie dem kosmischen Schein entfernter Galaxien der Schleier der Unwirklichkeit, des Zaubers an. Wer sucht sie zu fangen, dem entgleitet sie, da er sie packt; wer sucht ihr zu fliehen, den verfolgt sie, da er sie gerade abgeschüttelt zu haben meint. Sie ist überall und nirgends, heute hier, morgen dort. Wer sie nahen sieht, fühlt den eigenen Tod oder das eigene Leben. Sie wirft die Karten und haucht die Stimme des Schicksalsspruches in die engstirnigen Dächer spießigen Daseins, wo Furcht und Abwehr oder Freude und Erlösung Hand in Hand Leben oder Tod zuschreiten.

Wie will ich diese Jugend fassen, da ich doch selbst noch Teil von ihr bin? – Im Bewusstsein, dass ihren Zauber nur erahnt, wer Teil von ihr ist, dass aber wer Teil von ihr ist nie den nötigen Blick inneren Erkennens und äußeren Einordnens hinreichend zu besitzen vermag, wage ich mich an jene hoffnungslose Aufgabe, die nur eines zum Ziel haben kann: Verständnis zu erwecken.

Wo soll ich nun beginnen das Unfassbare zu fassen? –

Wenn ich zurückdenke an die zahlreichen Erlebnisse so verblassen sie stets hinter dem gerade Erlebten – der Augenblick des letzten starken Lebens, prägt die Erinnerung und so komme ich nicht umhin dort zu beginnen, wo diese Geschichte eigentlich ihr Ende hätte finden sollen – an jenem Ort, der uns noch vor wenigen Tagen wie eine Randerscheinung zivilisierten Lebens ohne vorstellbare Einwirkungen auf unser bei allem Aufruhr friedliches Leben erschien – dem Gefängnis. Nie hätten wir uns in unseren kühnsten Träumen vorstellen können eine solche Institution als Insassen einmal aufsuchen zu müssen. – Ist es ein Alptraum? Für uns, in dieser Hinsicht Repräsentanten normalen deutschen Bürgertums, ist das Gefängnis als Ort sozialer Isolation stets nicht mehr als eine winzige schwarze Wolke am großen, blauen hoffnungsfrohen Himmel gewesen; ein Schauernmärchen aus Kindertagen, das als Aufenthalt armer, verirrter Seelen keinen Platz im Sonnenschein bürgerlicher Geistesgenügsamkeit findet. Und doch scheint es andererseits, betrachten wir unsere jugendliche Auf – und Umbruchsstimmung einmal von außen, als wäre in unserem Streben und Wollen bis hinter russische Gitterstäbe eine Linie erkennbar, deren trauriger Höhepunkt im Kampf zwischen altem System und jugendlichem Un-

verständnis nun erreicht ist. Was könnte der Konfrontation von alt und neu tragischeren Ausdruck verleihen als der Gefängnisaufenthalt vier junger Deutscher auf russischem Boden wegen illegalen Grenzübertritts?

Doch dies ist nur eine Kurzfassung. Auf der Suche nach der Geschichte dieser Jugend stoßen wir in jenem Ereignis nicht nur auf den Gegensatz zwischen Alt und Jung, sondern auch auf den zwischen westlicher Zivilisation und ostischer Einfachheit. Wie klar hebt sich aus diesem Spannungsfeld und seinen tausend kleinen Geschichten ein Gesicht dieser Jugend? – Ich werde versuchen es zu beschreiben.

Der Entschluss nach Sankt Petersburg, also nach Russland zu fahren, fiel als wir schon im Auto saßen und den Weg nach Osten eingeschlagen hatten. Er entsprang dem Gedanken unsere Großfahrt im Baltikum durchzuführen. Wieder hatte uns die Magie des Ostens gepackt und da Lettland, Litauen und Estland auf der Landkarte nur leer und blaß erschienen im Vergleich zum sagenumwobenen Sankt Petersburg machte unsere Begeisterung auch vor der Schwierigkeit einer russischen Grenzüberquerung keinen Halt. Unser Ziel sollte Russland heißen – dies Land der

verwunschenen Ferne, der umnebelten Tiefe, der endlosen Weite, über dessen verschwiegenen Wäldern und Sümpfen seit Jahrtausenden ein Geheimnis liegt, das dem Westen in Sehnsucht und Furcht das Herz erschwert. Russland! Es ist der Hilferuf des Städters, der sich auf der Suche nach der Freiheit seines östlichen Nachbarn annimmt. Russland! Wie auf ein Bild der Kindheit fällt der Blick des Westens auf Deine verwunschene Wildnis – die Liebe zum Einfachen, die Liebe zur Klarheit, die Liebe zur Natürlichkeit urseeligen Lebens fallen aus der toten Industrieglasfront auf Deine ungehobenen Schätze und entflammen in romantischert Schwärmerei am Zauber Deiner Endlosigkeit. Wie der Blick in die eigene Kindheit entflammt dieser sehnsüchtige Blick am Spiegelbild unserer Vergangenheit – denn das bist Du uns Russland – ein Kind. Und wir blicken auf Dich wie Greise auf ihre Jugend und Kraft erfüllt uns, wenn wir der Kraft dieser Jugend gedenken. All Deine Leere fesselt uns, wie sie unsere Vorfahren fesselte; eine Welt, eine junge Welt tut sich dem in Dir auf, der der alten den Rücken kehrt, weil sie keine Aufgaben mehr zu haben scheint für das schaffende Herz. Russland! Du bist Magie und Hoffnung, Angst und Schrecken und dem Reisenden eröffnest Du eine Welt die des Tatendrangs bedarf um ent-

deckt zu werden.

Mit solchen Gedanken im Herzen schien uns auch die russische Grenze kein Hindernis zu sein. Wir wollten sie irgendwo im Wald überqueren und unsere Reise danach trampend fortsetzen. Dass wir die Leere des Ostens unterschätzt hatten, wurde und schon in Lettland bewusst, als wir stundenlang auf menschenleeren Schotterstraßen der einzelnen Autos harrten, deren Fahrer nur allzu oft gestenreich zu erkennen gaben, dass sie gleich hinter der nächsten Kurve wohnten und ein Mitnehmen dementsprechend sinnlos sei. Uns war dieser Anblick des Nichts sehr neu, zumal er uns nicht in den Wüstensteppen Afrikas, sondern in Heimatnähe mit grüner, frischer und ungebändigter Natur aufwartete. Links und rechts der einfachen Straßen, deren es an sich schon wenige gab, verloren sich unscheinbare Holzbauten, kleine Gehöfte, die leicht zu übersehen waren, so lange unser Auge nicht so aufmerksam wie möglich nach den Spuren menschlicher Kultur Ausschau hielt. Auch die Städte der größeren lettischen Ansiedlungen unterschieden sich im Charakter durch nichts von diesen Einsiedlerhöfen, durch alles von unseren Klein- und Großstädten – es schien als seien rein zufällig Höfe neben Höfen gebaut worden – große Gärten, flache Häuschen,

Schuppen und Ställe prägten Stadt wie Land und öffneten unsere Augen für eine Welt, die der Notwendigkeit menschlichen Beisammenseins durch Raumenge in jeder Hinsicht entbehrte. Es glich einem Blick in die Ewigkeit, wie sich jene einfachen Häuschen ohne Widerstand in die Natur schmiegt – es war ein ungeheures Bild der Ruhe, das sie ausstrahlten – keine Dynamik, keine Bewegung, keine Zusammenballung von Kräften schien die sich endlos erstreckende Leere zuzulassen und so ging diesem Land abhanden, was unserem Westen Größe und Tragik bescheinigt – das Auf und Ab menschlichen Schicksals. Unseren Wunsch trampend bis kurz vor die russische Grenze zu gelangen, mussten wir denn auf die letzten Kilometer auch fallen lassen – und so zogen wir mit unseren vollgepackten Affen, Wimpel und zwei Gitarren ein wenig Fehl am Platze die breiten schnurgeraden Schotterstraßen durch ein großes Nichts der russischen Grenze entgegen. Einige Hundert Meter bevor wir sie erreichten schlugen wir uns in den Wald um unliebsamen Fragen aus dem Wege zu gehen. Am Ende einem Flusslauf folgend überquerten wir sie bei Regen im Halbdunkel des Abends. Schnell verschwand der mannshohe Zaun mit Stacheldraht hinter uns, als wir uns auf russischem Boden einen Weg durch die Wildnis des

Grenzlandes suchten. Mücken, Nässe und unwegsame Natur erschwerten unser Vorwärtskommen und als wir nach einem guten halben Tag des Wanderns auf erste Wege und Anzeichen von Zivilisation stießen, waren wir glücklich es geschafft zu haben.

Die Freude währte nur kurz. Wir hatten soeben unseren ersten Ort durchquert und wollten aufgrund des ohnehin spärlichen Straßenverkehrs soeben zu trampen versuchen, als uns ein russischer Grenzsoldat in einem zivilen Auto anhielt und nach Pässen und Visum befragte. Wir, völlig überrascht aufgrund der Annahme militärische Fahrzeuge von zivilen unterscheiden zu können und in der Gewissheit im schlimmsten Fall am Abend wieder auf der falschen Seite der Grenze zu stehen, versuchten gar nicht erst auszuweichen. Und beantworteten alle Fragen genau und korrekt. Der Soldat telefonierte und bald erschien ein Zweiter. Wir standen mittlerweile vor unseren abgelegten Affen am Rand der Straße mit Wimpel und Gitarre und gaben wohl ein recht lustiges Bild ab. Als der zweite Soldat unsere kleine Geschichte zu hören bekam, lachte er laut schallend. Der andere stimmte mit ein und schüttelte mit dem Kopf. Wir lachten auch. Kurz darauf erschienen zwei weitere zivile Kleinwagen mit zwei Hand voll Soldaten. Sie trugen

Waffen, grinnten als sie mich sahen, lachten, schüttelten mit dem Kopf. Später nannte sich dies unsere Festnahme. Meine drei Freunde sollten nun mit dem Gepäck in ein Auto steigen, ich mit unserer wunderbaren Karte im Maßstab 1:200.000 den Weg durch die Wildnis zeigen. Ich lief recht zügig und je tiefer wir in das Gebüsch drangen, desto ungläubiger wurden die Blicke. – Ihr seid hier gelaufen? – In der Nacht? – Mit kurzen Hosen? – Durch Mücken und Brennnesseln? – Ohne Lampen? – Mit dieser Karte? – Und einem Kompass? „Wir sind Scouts – das ist normal.“ – antworteten wir in gebrochenem Russisch. Von Wandervögeln hatten sie hier noch nie etwas gehört. Später fuhr auch ich in die Herberge der Soldaten. Meine Freunde hatten hier schon gute Kameraden gefunden und den Nachmittag des Wartens mit Unterhaltung und Kartenspiel herumgeschlagen. Wir mussten viele Fragen beantworten. Warum seid ihr hier? – Was wollt ihr hier? – Warum habt ihr kein Visum? – Wieso seid ihr über die Grenze gegangen? – Wir beantworteten sie stets wahrheitsgetreu. Am Abend schien es als würden wir am kommenden Morgen an die lettischen Behörden zurückgegeben werden. – Wir hatten insgeheim die Hoffnung auf die Ausstellung eines Sondervisums noch nicht aufgegeben, denn alle waren sehr

freundlich und schienen bemüht mit den oberen Behörden in Kontakt zu treten. Die Nacht sollten wir auf einer nahe gelegenen Polizeistation verbringen. Als die Soldaten uns ein wenig beschämt Handschellen anlegten, kannte unser Lachen kein Halten mehr. Auf der Polizeistation mussten wir all unser Gepäck abgeben. Dafür bekamen wir stinkende Matratzen und Kissen und wurden in zwei abgetrennte Zellen gesperrt. Trotzdem besangen wir den Abend zusammen und die Wächter spielten noch am Morgen die Kameraaufzeichnungen ab.

Es folgte ein Tag voll Enttäuschung und Ungewissheit. Die lettischen Behörden bereiteten Schwierigkeiten und unser Fall kletterte von Instanz zu Instanz und entfernte sich somit immer weiter von unserem persönlichen Einflussbereich.

Unsere Aufseher zu Anfang mürrisch, verschlossen, streng, brauchten meistens nur wenige Minuten oder ein Paar gewechselte Worte um aufzutauen. Wir sangen ihnen Lieder, wenn sie wollten und nicht wollten und ließen uns vom langsamen Staatsapparat die Laune nicht verderben. Haben wir irgendeinen Einfluss? Nein. Also trauern oder lachen? Wir lachten, denn uns blieb nichts anderes übrig.

„Warum lacht ihr?“, fragte uns auf Russisch eine neue Figur im großen Theaterspiel ernst. Er ahnte wohl besser als wir, was auf uns zukam. Doch wir antworteten auf Deutsch: „Was sollten wir sonst tun?“ – auf Russisch unserem dürftigen Vokabular entsprechend: „Weil wir nicht wissen was kommt.“ Wir erneteten Kopfschütteln, doch nach kurzem Aufenthalt wollte auch dieser Mann ein Lied von uns hören. Einige Stunden später unterhielten wir uns mit ihm wie mit allen anderen. Wir fühlten uns wie in einem großen Theaterstück. Figuren verließen die Bühne, neue traten auf; alles schien um uns zu kreisen und nur wir blieben wer und wie wir waren, obwohl auch das gelogen wäre. Wir warteten stundenlang auf minutenlange Einzelgespräche führen mit oder ohne Handschellen mit oder ohne Gelächter von Station zu Station, neue Menschen kennenlernen; neues Gelächter, neues Kopfschütteln erntend. Keiner wollte uns so recht verstehen. Auch wir selbst verstanden nur wenig. Wo wir einige wenige Stunden waren, öffneten sich uns die Herzen. Unser einziges Problem war das ratternde Getriebe des Staatsapparates. Gepäckkontrolle folgte Gepäckkontrolle – allgemeines Erstaunen über unsere gute Ausrüstung folgte dem Interesse unserer Vielseitigkeit – Beile, Sägen, Schlafsäcke, Kothenbahnen, Kompanten,

Goethes Faust, Sternenkarten, Tagebücher, Federtaschen, Linsen, Zwiebeln, Gitarren, Wimpeltuch, Kochgeschirr, Erste – Hilfe – Beutel, Gewürze, Liederbücher, unsere kurzen Hosen. Die Russen wussten uns einfach nicht einzuordnen. Sie lachten, schüttelten mit dem Kopf, runzelten nachdenklich die Stirn. Wir erklärten hilflos und schultern zuckend immer wieder: „Wir sind Scouts.“ Was hätten wir sonst auf Russisch erklären können? Wir versuchten es einige Male mit den einfachen Worten, die uns auf die Schnelle einfielen und waren selbst erstaunt wie viel wir mit wenigen Worten über uns selbst sagen konnten. Problematischerweise steckte hinter unserem Verständnis ein ganzes Weltbild, an dem auf anderer Seite die einfachen Worte zwangsläufig abprallen mussten, konnten wir von der Grenzpolizei doch Freundlichkeit nicht aber vollstes Verständnis unseres westlichen Kulturproblems erwarten und doch verlangten wir es den an uns verzweifelnden Russen immer wieder ab. Das klang etwa so: „In Deutschland ist es langweilig. In Deutschland haben wir Haus an Haus an Haus und Straßen und Städte und Städte und wenig Natur. In Deutschland ist es langweilig. Ihr habt hier Natur und wir möchten wandern im schönen Wald. Wir schlafen im Wald. Wir lieben den Wald.“

Es war weder für uns, noch die Russen einfach solchen Erklärungsversuchen viel abzugewinnen. Wir standen stets aufs Neue ratlos und unverstanden hinter unserem Gepäck und harreten der Dinge, die da kämen. Wir fühlten das Aufeinanderprallen zweier Kulturen. Wir ahnten die Grenzen menschlichen Verstehens über die Verschiedenheit der Sprachen hinaus. Wir fühlten uns mehr denn je als Kinder einer westlichen Welt, die der Provinz ob in aufdringlicher Gutmütigkeit oder egoistischer Herrschsucht so doch mit der Arroganz aufgeklärten Geistes entgegentritt. Wir fanden hier draußen zu jener Welt zurück, die wir zu überwinden eigentlich vor Jahren ausgezogen waren – der westlichen Zivilisation. Nicht, dass wir nicht weiterhin jene Zeit der faulen Dekadenz, des zukunftslosen Siechtums, der elenden Selbstgenügsamkeit verachten würden; nein, wir erkannten aber das unser bewusster Aufbruch aus jener Welt zwangsläufig an diese Welt gebunden blieb. Nur dort wo unsereins zurzeit sehr wenig Verständnis findet darf überhaupt Verständnis erwartet werden. Nur dort wo wir geboren sind, nur dort wo wir aufgewachsen sind, als echte Kinder westlicher Prägung, nur am Giftpfuhl unseres eigenen Aufbruchs darf der Aufbruch einer Jugend einer ganzen Welt erwartet werden. Wir erkannten wie nah uns

doch jeder aufgeklärte Demokrat im Gegensatz zu der Ur-
tümlichkeit dieser Russen erscheinen musste. Wir fühlten
uns wohl das erste Mal überhaupt im Ausland als stolze
Vertreter einer Welt mit ihren Stärken und Schwächen,
wobei eben jene in ihrer heftigen Unterschiedlichkeit vor
der Endlosigkeit Russlands zusammenzufließen schienen.
wie Leben und Tod einer Einheit bilden und ohne einander
nicht zu denken wären, so lernten wir die westliche Zivili-
sation als unbedingt notwendigen Bestandteil auch unseres
Lebens zu erkennen. Sie ist ein Trittbrett, eine Stufe und
ohne sie wären auch wir nicht denkbar, denn sie zeigt uns
alles was wir nicht wollen, um uns auf das hinzuweisen,
was wir wollen. Sie ist unsere Wiege und wer wie wir an
eine Dynamik des Lebens im Streben zur Größe glaubt,
begreift sie als naturgegebene Sprungbrett auf der Bahn
unseres Schicksals. Fallen wir nun schon in unserer west-
lichen Welt durch unser merkwürdiges Auftreten in Le-
derhosen und Zimmermannshosen und hochgekrempelten
Hemden auf, wie seltsam muss erst dem Fremden ein solch
jugendfrischer Klassizismus anmuten – mir fällt kein bes-
seres Wort für jenen Mischstil ein, der sich der Elemente
aller Zeiten und Strömungen bedient, und vielleicht gerade
deshalb zum Bild dieser allumfassenden Jugend geworden

ist. Es mischt sich die Hose des Handwerks mit dem gebügelten Hemd des Studenten und den hochgekrempelten Ärmeln des Arbeiters und Revolutionärs und bei den Mädchen der lange Rock des Bürgermädchens mit der kurzärmeligen Bluse der Magd oder Bäuerin. Dazu treten die Gitarre des fahrenden Spielmanns, der Lederhut des Jägers oder Cowboys, der Strohhut des Städtebummlers und zuletzt als wohl charakteristischstes Merkmal der Affe des Weltkriegssoldaten als tragisches Zeichen dieser durch zwei Weltkriege vernichteten Jugend. Es ist nicht nur Eigendünkel und stumpfe Gewohnheit, die den Affen auch im 21. Jahrhundert noch zum trauten Begleiter dieser Jugend auf Fahrt und Lager macht – es ist die tiefe Ehrfurcht vor dem Erprobten, vor dem durch Leid und Tränen unmessbar Erhobenen, das als Erinnerung in jedem Fell, jedem Kochgeschirr, jeder sich um den Tornister schließenden Schlafsackrolle und jedem baumelnden Lederriemen lebt. Es ist kein Anzeichen von Zurückgebliebenheit die Zeichen und Fahnen einer vernichteten Jugend wieder aufzunehmen, wenn die gleiche Hoffnung in anderer Zeit ein neues Leben hervorzuzwingen sich anschickt. Es ist kein Zeichen von Zurückgebliebenheit das Unvollendete aufzunehmen und auf seinem Weg ein Stück weiter zu tragen.

Es ist kein Zeichen von Zurückgebliebenheit das Alte von Wert im Geiste des Neuen der Zukunft zu weihen.

Stoßen wir nun mit einem solchen Auftreten im Westen auf das Unverständnis des Alten gegenüber dem Neuen, ein Verständnis, das auf der gegensätzlichen Beziehung von Angreifer zu Verteidiger beruht, so fanden wir hier im Osten ein Unverständnis vor, das in keinerlei Beziehung zu uns stand. Es gibt Augenblicke der Erkenntnis, die einem vor Auge führen, was sonst im trüben Durcheinander der Alltäglichkeit verblasst. Hier schien es zuweilen, als sprächen wir von Welt zu Welt, von Universum zu Universum durch Raum, der nichts weiter als Nichts war. Wir konnten Worte wechseln, doch wir wechselten sie in Monologen. Wirkliche Gespräche, die gegenseitige Anteilnahme erfordern, fanden aufgrund der absoluten Ferne nicht statt. Es gab kein spürbares Band, das die Auseinanderbewegung unserer Welten aufhielt. Wir folgen, sie flogen. Alles ward kleiner, doch wer sich von wem entfernte, blieb unklar. Im Westen haben wir mit den verschiedensten Vorwürfen zu kämpfen – Zurückgebliebenheit, Weltfremdheit, Militarismus, Unmenschlichkeit, Träumerei, Geschichtsglorifizierung, Konservatismus, Steifheit, Verslossenheit, Realitätsferne – und es gibt wohl noch tausende weitere

Totschlagwörter, die das alte System zur Abwehr neuer Kräfte missbraucht. Keineswegs entbehrt diese Beschreibung jeder Wahrheit und wir selbst könnten uns mit einer guten Portion Selbstironie all dieser Anklagen bezichtigen, aber nur, weil wir sie aus unserer Perspektive auf uns anzuwenden wüssten und schmunzelnd verstünden. Dem Rest unserer westlichen Mitmenschen aber geht es wie dem russischen Soldaten, der Haus an Haus und Straße an Straße hört, aber nicht an Enge denkt, sondern an den Wohlstand florierenden Lebens. So nimmt der Westler mit dem Unverständnis des spießbürgerlichen Gewohnheitstieres die Komplexität jugendlichen Eigenlebens in ihrer gesamten Spannbreite von eisenharter Selbstdisziplin über weltfremde Schwärmerei bis zur aufbegehrenden Kopflosgigkeit jugendhaften Größenwahns als asoziale Absurdität menschlichen Zusammenlebens wahr, die der Resozialisierung bedarf. Er versteht die Verslossenheit gegenüber den Erzeugnissen der Moderne als eine Verslossenheit der Zukunft selbst gegenüber und betrachtet mit Unbehagen die Geringschätzung der aufgeklärten Zivilisation und die selbstgewählte Orientierung an den Größen vergangener Zeiten. Er versteht nicht die Herzensnotwendigkeit aus der diese Abkehr entspringt. Er versteht nicht die

tiefe Liebe zur Zukunft, die der leblosen Gegenwart nichts abzugewinnen vermag und deswegen auf die kulturellen Errungenschaften vergangener Jahrhunderte zurückgreift. Vor ihm verschließt sich der Gedanke in einer Sackgasse zu stehen und nur durch einige große Schritte zurück wieder einen zukunftsweisenden Weg beschreiten zu können, weil er selbst jene Sackgasse ist und es eine Überwindung seiner selbst bedürfte. Er wiederum deutet jene Geschichtszuwendung als Realitätsfremde, im Glauben diese Jugend besäße wahrhaft den Irrwitz die Uhr der Geschichte zurückdrehen zu wollen. Doch die Verbreitung einer solchen Verleumdung gleicht Rufmord. Diese Jugend ist zu geschichtsbewusst, um jenem Wahn zu verfallen. All ihre Geschichtsliebe fußt auf dem Glauben lebendige Zukunft (als Gegensatz zur toten Gegenwartszivilisation) nicht aus dem luftleeren Raum jenes Vakuums, in das sie sich hineingeboren fand, erschaffen zu können, sondern auf dem Fundament jener Entwicklung anzusetzen, die das Streben Einzelner durch die Jahrhunderte immer wieder zu neuer Höhe angetrieben.

Wieder höre ich, indem ich dies schreibe, die Stimme der missgünstigen Kritik: So streift sich diese Jugend die Leistungen Einzelner wie ein Zwangskorsett über den Leib,

um sich selbst groß und schaffend im Spiegel betrachten zu können und doch nur ein zu kurz gekommener Nachahmer zu sein? – Es ist vielleicht das größte Missverständnis zwischen dieser Jugend und ihrer Welt, das jene dort die größte Arroganz und Überheblichkeit wittert, wo diese doch nur den eigenen Anspruch anschlägt, nicht aber sich selbst durch leere Worte zu erhöhen sucht. Diese Jugend lebt von ihrem Anspruch an sich selbst. Er ist es, der sie von anderen trennt; nicht ihre Leistung, noch ihr Können sind von eigentlicher Bedeutung. Sie sind höchstens schönes Beiwerk. Ihr Anspruch erzeugt eine Geisteshaltung, die allein ihr neue Welten zu erschaffen fähig scheint – einen Zustand der Unruhe, Unrast, der inneren Verpflichtung zu mehr und darüber hinaus, der zum Motor ihrer Betriebbarkeit wird. Diese Geisteshaltung nun stößt im Westen an, weil sie die Gemütlichkeit des Wohlstandes durch die Unzufriedenheit und Ungemütlichkeit eines endlos treibenden Geistes stört. Dieser Geist ist unbequem. Dieser Geist ist rastlos. Dieser Geist ächzt dem eigenen Anspruch hinterher und ist doch nur glücklich, solange er ächzt. Er scheint nach außen zuweilen geplagt – und diese Plage ist es, die dem Westler als Arroganz aufstößt, weil sie eine selbstbewusste Unvollkommenheit zur Schau trägt, die ihn

ob willens oder nicht aus dem Schlaf seiner eingeredeten Vollkommenheit rücksichtslos reißt. Der unangenehme Vergleich schreckt ihn auf, weil er ihm etwas in das Bewusstsein ruft, dessen er sich eigentlich gar nicht bewusst sein will – die Vergänglichkeit der westlichen Welt – sie selbst nur als Übergang – als weitere Phase, die der Überwindung bedarf.

Der Anspruch selbst treibt in dieser Jugend die unterschiedlichsten Blüten. Sie will alles können, alles verstehen, alles selbst machen und am liebsten jede Entwicklung von der Steinzeit bis heute einmal durchspielen, um den Geist allen Lebens aufzusaugen. Sie will ihre Arme um die Geschichte schlingen und in ihr Herz pflanzen, was ihr von Wert erscheint. Ist es innere Leere, die sie zu solcher Suche veranlasst? – Wohl auch, und davon, dass sie ehrlich genug ist, um dies einzugestehen, zeugen diese Worte – und doch auch nicht, denn sonst könnte sie wie jene anderen in den Strudel der Zeit sinken und sich die Härte und Schwere des eigenen Weges sparen. Da ist etwas in all der Leere, das sich nicht hingibt, dass nicht Nichts sein will. Da ist etwas in der Leere, das sich aufbäumt, das sich sträubt, das aus all der Nichtigkeit hinausdrängt und auch wenn sein Blick zunächst hilflos und verängstigt zurückfällt, doch

nicht zu verbergen vermag, dass er der Zukunft gilt. Nur die Sicherheit der eigenen Empfindung, nur die Festigkeit des eigenen Herzens prüft diese Jugend am Schauspiel der Geschichte und gewinnt an selbstbewusster Stärke im Gleichklang durch Jahrhunderte schwingender Schönheit in Geist und Tat.

Dieser Jugend ist Bildung Daseinszweck, Selbstdisziplin höchste Tugend als Ausdruck innerer Freiheit. All ihr Wesen strebt nach dem Ganzen und all ihre Treffen, Lager und Fahrten leben an Wochenenden und in den Schulferien im Kleinen vor, wie der Einzelne den Alltag zu heiligen vermag, wenn er sich in Schule und Umfeld zu behaupten weiß. Während Jugendliche gleichen Alters ihre Zeit mit Computerspiel, Filmserien, Langeweile und dem abendlichen Beisammensein unter Alkoholeinfluss totschiagen, findet sich diese Jugend zu Wanderungen und Zeltlagern in der Einsamkeit der Natur zusammen. Burgen, Schlösser, wilde Flüsse, Kulturlandschaften jeder Art, versprechen sie nur genug wilde Schönheit um die Seele in solchem Frieden ein wenig baumeln lassen zu können, bilden die Ziele ihrer wochenendlichen Streifzüge in kleinen Gruppen. Diese Fahrten sind der Anfang von allem – der erste und letzte, der größte Aufbruch. Sie stehen wie keine andere

Tat für den Willen zur Rückkehr in eine Natur, die der Mensch erfolgreich aus seinem Leben verbannt zu haben schien. Sie stehen wie keine andere Tat für den Willen die Vergreisung der westlichen Welt durch ein Wiedererstar-
ken an den Quellen des Lebens zu bekämpfen. Diese Jugend zieht aus um der Unvollkommenheit menschlichen Schaffens zu entfliehen und an der Schönheit natürlicher Vollkommenheit ein Verständnis eigenen Schönheits-
empfindens zu entwickeln. Ihr ist die Wildnis ästhetische Schule. Doch wie sie nur dem romantischen Städter, der sie liebt aber nicht kennt, solchermaßen bildend in das Auge fallen kann, so wird sie jenem, der sie zumindest bruchstückhaft erleben konnte, gleichermaßen zur unerbittlichen Herausforderung – zur Charakterschule. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass der Stadtmensch verliebt, der Naturmensch ängstlich jene bedrohliche Wildnis betrachtet, die dem Menschen seit Jahrtausenden einen harten Kampf um das Überleben abverlangt. Der Stadtmensch bestaunt in Gutmütigkeit und Trauer den Feind früherer großer Schlachten, der Naturmensch ehrt in Furcht sein Schicksal von heute und morgen. Diese Jugend nun glaubt auf ihren Fahrten von beiderlei Verständnis dazugewonnen zu haben. Sie blickt aus den großen Fenstern der Klassenzim-

mer und Universitäten in Sehnsucht auf das Grün des am Horizont sich andeutenden Waldes, denkt in verzehrender Liebe an die Schönheit wilder Bergbäche, felsiger Gipfel und farbiger Wildblumenwiesen zurück und ertappt sich hie und da auch mit dem Gedanken Bücher und Stifte von sich zu schmeißen, um mit Affen und Gitarre in die endlosen Weiten Russlands, die Dschungel Afrikas, die Anden Südamerikas und die Wüsten Arabiens aufzubrechen.

Von der Schönheit urwüchsiger Landschaften verzaubert, ist es doch nicht nur jene Schwärmerei, die zu solch Unternehmungen reizt – vielmehr tritt die fordernde Bereitschaft auf kleinen Wochenendfahrten wie auf großen Weltfahrten hinzu, die eigene Persönlichkeit in der Ungewissheit tosenden Lebens zu stärken und stählen. Zum Erlebnis der Schönheit tritt das Erlebnis der totalen Abhängigkeit. Mit nichts weiter als dem was Affe und Schultern zu tragen bereit sind, wirft sich diese Jugend in den Strudel der tausend Schicksale und lernt auf zwei Beinen die Welt verstehen. Wandernd und trampend reißt diese Jugend von Ort zu Ort, kämpft mit Regen und Schnee, gleißender Sonne, beißendem Sturm, dem eigenen Unwissen und der eigenen Kopflösigkeit, die Probleme erschafft, wo eigentlich keine zu sein scheinen. Doch diese Jugend sucht die Ge-

fahr, sucht das Problem. Sie sucht die Herausforderung. Sie sucht aus der freien Welt aller Möglichkeiten brechend den äußeren Zwang, der ihr innere Ruhe und Festigkeit abverlangt. Sie gibt ihre äußere Freiheit bewusst durch Selbsteinschränkung auf, um die innere Freiheit zu gewinnen. Sie fordert die Herzensprobe, sie sucht die Entscheidung, sie tastet nach ihren Grenzen, um Halt und zuletzt sich selbst zu finden. Wie einfach könnte diese Jugend ihre Fahrten gestalten? – Doch sie übt sich stolz in größtmöglicher Selbsteinschränkung und zuweilen scheinen Wettbewerbe von Gruppe zu Gruppe darin ausgetragen zu werden, bei konstanter Funktionalität so wenig Ausrüstung wie möglich bei sich zu führen. Ehre gilt dem, der gleiche Leistung mit einfacheren Mitteln erringt. So verzichtet diese Jugend, wo auch immer sie unterwegs sein mag, auf jedwede Errungenschaften moderner Technik wie Handys, Gaskocher, elektrische Lampen, Plastikzelte und werbekatalogsreife Regenjacken, Treckinghosen und selbstverständlich die komfortablen Treckingrucksäcke. Stattdessen schlägt sie sich im Westen wie bei den Russen verwirrtes Lachen und Kopfschütteln erntend von Kilometer zu Kilometer, von Höhenmeter zu Höhenmeter und was dem Außenstehenden Verwunderung ablockt, ist dieser Jugend

voll stolz getragene Selbstverständlichkeit. Der eigene Weg kann nicht angezweifelt werden – nicht, weil es nicht erlaubt wäre – nicht, weil jeder kleinsten Veränderung sofortiges Misstrauen entgegengesetzt worden wäre – sondern weil nach durchnässender Nacht wie regenreichem Tag diese Jugend in Freud und Leid so tief im Herzen von der Notwendigkeit ihres Tuns überzeugt ist, dass die erstaunte Frage „Warum?“ noch im schwierigsten Augenblick nur auf strahlende Augen und ein noch im Schmerz lächelndes Gesicht zu treffen vermag. Kann diese Jugend in wenigen Worten erklären, warum sie loszieht? Kann sie überhaupt Worte finden für jenes, was keiner Erklärung bedarf, weil es muss?

Nirgends tritt diese Schicksalsbejahung besser in Erscheinung als beim abendlichen Lagerfeuer. Mit Streichhölzern und Reisig entfacht und durch eifrig herangetragenes und sorgfältig auf die richtige Länge gesägtes Holz genährt, verbreitet es bald im Wald einen wohligen Schein und die kleine Gruppe findet sich um das Zentrum jener nach außen verblassenden Lichtkuppel zum Kochen und Singen zusammen. Es ist wie eine eigene kleine Welt, die sich aus der Schwärze der Nacht, zu stillem Leben emporhebt und dem sich Nahenden fasst eine Scheu jene heilige Ruhe

durch das eigene Auftreten zu zerstören. Wie ein Traum, der nur so lange besteht, wie ihn niemand zu greifen versucht, scheint dem Fremden jenes unwirkliche Schauspiel und es erfasst ihn Furcht Unfrieden in jene Welt zu tragen, die in ihrer jugendfrischen Unschuld, natürlichen Einfalt und seligen Gemeinschaft als Abbild des Friedens selbst nicht von dieser Welt zu sein scheint. Wie sie dort um das Feuer sitzen mit dem Rücken aneinander oder an die sich im Dunkel der Höhe verlaufenden Fichtenstämme gelehnt, die Blicke in den lechzenden Flammen, die die dampfenden Töpfe umzüngeln, oder zu den Sternen erheben, die durch die rauschenden Schatten der Wipfel den Blick in der Ewigkeit bannen, und ihr getragener Gesang sie und den Lauschenden in ferne Zeiten und Welten zu entführen scheint, so umfasst das Herz ein kühler Schauer und die ganze Welt findet Platz darin. Es ist der Hauch der Geschichte, der offenbarende Augenblick selbstverpflichtenden Lebens, der diese Jugend mit dem Abendwind umweht. Es ist der Götterfunke ewiger Jugend, der sich in jenen sehnächtigen Augen im Widerschein des Feuers spiegelt und in jenen Herzen wie tosendes Gewitter alle Furcht und Genügsamkeit hinwegblitzt. Diese Jugend lebt in ihren Feuern.

Wie nun die Fahrt als Urerlebnis jugendlichen Aufbruchs zum eigentlichen Erscheinungsbild dieser Jugend sich hat aufschwingen können, erschöpft sich diese Jugend doch nicht darin der Starre der westlichen Welt durch die Unbeständigkeit des wahrhaftigen Fahrtenlebens zu entfliehen – vielmehr ist ihr Bestreben dem Abwurf aller Ketten und Zwänge bürgerlichen Daseins den Wiederaufbau in Eigenverantwortung und nach selbstständig erarbeiteten Grundsätzen folgen zu lassen. Dessen bemüht sich diese Jugend, wenn der Alltag von Schule und Familie sie erst einmal aus seinen Fängen entlässt auf Treffen und Zeltlagern, welche so zu Stätten freier Bildung und freien Gedankenaustausches werden, wie es sie kein zweites Mal auf dieser Erde gibt. Diese Jugend gestaltet und organisiert ihre Veranstaltungen vollständig unabhängig. Sie leben vom Mitwirken jedes Einzelnen und so wie diese Jugend ihr Menschentum als Schicksal ewigen Fragens und Ringens auffasst, so schwebt auch über ihren Veranstaltungen der einigende Wille zum gemeinsamen Lernen und Schaffen. Und doch stellen diese Veranstaltungen nur Höhepunkte der Zusammenballung aller jugendbewegten Kräfte dar, denn was dort vorgestellt wird, sind nur die Ergebnisse dessen, was der Einzelne für sich selbst im Alltag erarbeitet

hat. Die Gemeinschaft lebt demnach von der Begeisterung und Selbstdisziplin ihrer Einzelpersönlichkeiten, die nicht den Veranstaltungen beiwohnen, um nur dort zu lernen, sondern weil sie immer und überall lernen die Gemeinschaft Gleichföhlender aufsuchen, um sich gegenseitig zu bereichern. So übt sich diese Jugend in Musizieren und Chorsingen, im Tanzen, Laufen, Fechten, im Rezitieren, Schreiben und Vertonen von Gedichten, im Erfinden von Geschichten und im Wissen um Regional – und Weltgeschichte und Länder -, Völker -, und Naturkunde. Diese Jugend will lernen. Diese Jugend will am Liebsten alles wissen. Sie dringt ein in die Gedankenstürme der großen Philosophen und in das fast vergessene Kunsthandwerk der vergangenen Jahrhunderte. Diese Jugend will schaffen. Und sie erfreut sich der eigenen Hände Werk beim Zeichnen und Malen, Töpfern und Sticken, Stricken, Schnitzen und Schmieden. Sie erfreut sich der Fähigkeit im Kleinen Schönes hervorbringen zu können und gewinnt so das Selbstbewusstsein dessen, der sich selbst vertraut.

Diese Jugend wendet sich in ihrer Begeisterung für das Eigene ab von der westlichen Konsumgesellschaft. Billiger Be-
spañung und der Farbenvielfalt verschiffter Fabrikerzeugnisse kann diese Jugend nichts abgewinnen. Kreativität aus

dem Baukasten weicht einem Schöpfungswillen, der auch nicht vor der Enttäuschung über die eigene Unfähigkeit zurückschreckt, sondern jedes Werk nach der aufgebrachten Bemühung schätzt. Menschliche Bemühung ist dieser Jugend Maßstab aller Wertung, weil nur sie jenes hervorbringt, was dieser Jugend heilig ist – die Entwicklung. Im eifrig bemühten Menschen, der keine Anstrengung scheut und bereit ist ohne Ausnahme sein Bestes zu geben, erkennt sie die bewusste Freiheit des modernen Menschen, der trotz seiner Ferne von der Natur und der scheinbaren Unabhängigkeit von ihren Kräften durch Eigenverpflichtung seinen Weg zu ihr zurückfindet und es vermag trotz der Leere und Orientierungslosigkeit auf dem grauen Meer der Zivilisation hart am Wind des Schicksals zu segeln und seinem Kurs treu zu bleiben. Die sich selbst gegenüber rücksichtslose Bemühung ist dieser Jugend die Lösung des westlichen Kulturproblems. Auf ihren Lagern und Treffen greift diese Jugend an die Wurzeln des menschlichen Zusammenlebens. Am eigenen Bewusstsein für die Moderne, aber auch die bis dahin benötigte Entwicklung arbeitend lebt sie das Leben der natürlichen Gemeinschaft wie sie in Siedlungen – und Stammesgruppen bestand und in un-zivilisierten Kulturen vielleicht auch immer noch besteht.

Jeder hat seine Aufgaben nach Fähig – und Fertigkeiten, jeder ist ein Teil der Gesamtheit. Während die einen für alle auf dem großen Feuer in Töpfen das Essen zu bereiten, backen andere Brot im selbstgebauten Ofen, schaffen andere Feuerholz heran oder bauen aus dem Holz des Waldes mit einigen wenigen Schnüren Tische und Bänke und Regale und Gitarrenständer um die Jurten ein wenig zu füllen und Ordnung zu schaffen. Bleibt dann noch Zeit wagt sich die Lagermannschaft an den Bau eines großen Turms oder Tors, wo schlussendlich das Lagerbanner mit einem kunstvoll aufgemalten Spruch hinaufgezogen wird. „Wag es und die Welt ist Dein!“ – oder „Weite die Arme und streue die Saat“ – prangt dann von Jahr zu Jahr über den Köpfen der bewegten Mannschaft, wenn sie singt oder Fußball spielt, hitzige Gespräche über Gott und die Welt führt, oder in kleine Gruppen geteilt, dort im Schatten eines Baumes, hier im Schatten der großen Zelte sich künstlerischen Betätigungen widmet oder sich wenn das Abendrot über die weiten Wiesen und den Waldrand zieht zu Gesang und Vorlesungen in der großen Jurte um das Feuer zusammenfindet. Wie bei jenem Abend auf Fahrt im Wald, wenn um dieses verlorene Feuer im Nirgendwo die ganze Welt zu kreisen schien, so nimmt auf diesen Lagern nicht nur einen

Abend, sondern über Tage hinweg der Zauber einer besseren Welt alles Denken und Sehnen gefangen und wenn jeden Morgen die Fahne am Mast emporsteigt, so steckt in dieser Alltäglichkeit des Lagerlebens doch die Verheißung, die Fahne der Freiheit und Menschlichkeit dermaleinst für die ganze Welt zu hissen, das eigene Versprechen die Kraft der Jugend zur Wahrheit zu leben und weitergeben zu wollen.

Diese Jugend glaubt an Menschlichkeit. Sie versteht darin die Gerechtigkeit im Umgang miteinander. Jedem gerecht zu werden, bedeutet ihr niemanden aufzugeben. Sie kennt keine Bosheit im Menschen, weil sie selbst gar nicht weiß, was Bosheit ist. Was den Menschen dennoch zu niederen Taten treibt, ist einzig und allein seine Schwäche. Diese kennt die Jugend und sie ist ihr eigener Todfeind. Schwäche heißt sie die eigene Unfähigkeit, das Richtige zu tun, sei es aus Dummheit, aus Furcht oder aus schlichtem Unverständnis. Stärke heißt sie die Fähigkeit das zu tun, was das menschliche Herz in seiner Tiefe spricht, wenn es genug Stille umfängt, um gehört werden zu können. Diese Jugend glaubt an Stärke. Diese Jugend glaubt an das menschliche Herz, weil sie selbst so rein aus diesem Herzen lebt, dass sie sich ein Leben weder für sich noch für andere Menschen

ohne ein solches Herz nicht vorstellen könnte. Der Glaube dieser Jugend äußert sich im menschlichen Vertrauen. Es ist ihre Größe, es ist ihr Fall; denn wie sich selbst vertraut, verpflichtet sie ihr Gerechtigkeitsempfinden auch dem Fremden zu vertrauen. So wie das Eine Herzensnotwendigkeit ist, ist es auch das Andere. Diese Jugend kann nicht anders empfinden, weil sie selbst vom Fremden nicht schlechter denken kann, als von sich selbst. Sie begreift ihre eigene Höhe nie als Höhe, weil sie nicht wüsste, wie es jemand darunter aushalten könnte – sie kennt kein darunter, weil sie zu bescheiden ist, um sich selbst zu erhöhen. Diese Jugend glaubt an die Stärke des menschlichen Herzens in sich wie in anderen. Manche bezeichnen diesen Glauben als Einfalt., als Dummheit, als Torheit, als Blindheit – sie warnen, doch diese Jugend kann nicht gewarnt werden. Ihr ist ihre Herzenstorheit heilig und wer diese ausnutzt und ihr schadet, der erntet ihr Mitleid. Diese Jugend kann nicht misstrauen, weil sie im Anderen stets sich selbst misstraut. Diese Jugend kann nicht misstrauen und weiterleben, weil das Eine zerstört, was das Andere benötigt. Diese Jugend lebt von ihrem Glauben. Es ist der Glaube an das menschliche Herz. Dass es kein leerer Glaube ist, sagt die eigene Brust, dass er allumfassend besteht, liegt in seinem Wesen

begründet, denn das menschliche Herz kennt keine Grenzen.

Dieses menschliche Vertrauen ist dieser Jugend Grundlage allen Zusammenlebens. Nur von dem, dem es entgegengebracht wird, kann es auch wieder erwartet werden. Wer Misstrauen sät, wird Misstrauen ernten. Wer Vertrauen schenkt und Enttäuschung erfährt, prüft die Festigkeit des eigenen Glaubens in Geduld und Beharrlichkeit. Doch diese Jugend kennt keine Enttäuschung – in ihr erwacht allein das Bedürfnis jenem Menschen zum Vertrauen in die Wahrhaftigkeit der Herzensstimme zu verhelfen. Somit ist der Kampf dieser Jugend ein Kampf um die Herzen der Menschen. Stärkste Waffe in diesem Kampf ist die Wahrhaftigkeit. Der westliche Mensch hat sich verloren im Labyrinth des Internets, im Labyrinth der Informationen und all seine dogmatischen Wahrheiten sind nur seine spezifische Auswahl aus dem großen Chaos, das von sich selbst behauptet, Wahrheit zu sein. Der westliche Mensch hat sich verloren im Chaos der Wahrheiten. Willkürlich entscheidet er sich für diese oder jene, willkürlich wirft er sein Vertrauen hierhin oder dorthin. Er fühlt sich geborgen hinter seinen tausend Wahrheiten, er fühlt sich eingebettet in das sichere Konstrukt aus Dargebotenem, was ihm er-

möglichst die eigenen Augen vor aufkommenden Fragen zu verschließen. So hat sich im Westen eine Front von Wahrheitsfanatikern gebildet, die entweder in Eifer geblendet oder in der Gemütlichkeit seliger Harmonie und schlichter Streitangst geborgen, die Relativität der eigenen Wahrheit in beschränkter Selbstüberschätzung verleugnet. Diese Menschen verschließen ihre Augen in Angst vor Zweifeln, Fragen, Ungewissheit, vor den Grenzen eigener Erkenntnis. Es ist eine Frage des Bewusstseins, ob ein Mensch fähig ist, seine eigene Erkenntnis – und Urteilsfähigkeit angesichts unprüfbar strömender Informationen einschätzen zu können oder nicht.

Diese Jugend flieht aus dem Dschungel der tausend Wahrheiten. Sie hat den Mut abseits zu stehen, wenn sich die Dogmatiker zerfleischen. Sie hat den Mut offene Unwissenheit zweifelhaften Wahrheiten vorzuziehen, denn diese Jugend benötigt nicht den Rückenwind von Tageszeitung, Facebook, Twitter, Youtube und instagram um sich als hochwertiger Teil dieser Gesellschaft zu fühlen – diese Jugend ist alles, was sie ist, durch sich selbst. Diese Abkehr aber von allem Aufgesetzten, Angeeigneten, zur Schau Getragenen, um Zustimmung Buhlenden – heißt diese Jugend Wahrhaftigkeit. Sie ist der Mut alles anders zu machen. Sie

ist der Wille von vorn zu denken. Sie ist die Bereitschaft mit allen Regeln, Sitten, Zwängen und Gesetzen zu brechen, um die Bahn dem Leben in Freiheit zu öffnen. Diese Jugend weiß, dass dies eine schwere Forderung ist. – Sie weiß, dass ein freies Leben ein hohes Maß an Selbstdisziplin fordert, aber sie scheut sich nicht davor zu zeigen, was in ihr steckt. Sie will die Entscheidung. Sie will sich beweisen. Sie scheut weder Fall noch Aufstieg, nur die Fesseln, die sie am Einen wie am Andern hindern und an die Mittelmäßigkeit dahinvegetierenden Lebens klammern. Nur die Entscheidung birgt ein Vorwärts, nur Fall oder Aufstieg heißt dieser Jugend Leben.

Diese Jugend war einmal national. Sie war es so lange wie ihr der Nationalstaat fähig erschien, Vorkämpfer ihres Menschenbildes zu werden. Sie ist es nicht mehr, seitdem sie erkannte, dass sie es wohl vermag über den Einzelnen die Gesellschaft, nicht aber über die Gesellschaft den Einzelnen zu verändern. Diese Jugend will keine Gesetze schreiben, sie will aufwecken, den Einzelnen dazu bewegen begeistert und bewusst Zukunft zu schaffen. Dass sie dennoch den Vorwurf der nationalen Eigenbrötelei, der völkischen Eigenliebe, nie ganz hat von sich werfen können, ist ihrem starken Selbstbewusstsein geschuldet, dass in seiner

rücksichtslosen Wahrhaftigkeit nicht davor zurückschreckt die eigenen Wurzeln über die Eltern, Großeltern, Urgroßeltern, das Volk, das Land, tief hinein in die Geschichte zu verfolgen. Diese Jugend ohne Identität und Zukunft der Ewigkeit zivilisatorischer Spießbürgerlichkeit ausliefert, greift auf der Suche nach Identität und Zukunft verzweifelt nach allem, was aus der Geschichte bis in die Gegenwart ragt und Aufschlüsse über das eigene Wesen bietet. Es entspricht ihrer Wahrhaftigkeit auf dem Weg zur Selbsterkenntnis nicht, jene Wurzeln, wie manchem es wohl im Licht aufgeklärter Arroganz vonnöten schien, in gute und schlechte zu teilen; vielmehr schenkt sie diesen wie jenen alle Aufmerksamkeit ihres suchenden Geistes, um zu verstehen, nicht über Unverstandenes zu urteilen. So findet diese Jugend ihre Wurzeln im Hochmittelalter Barbarossas wie im Deutschen Kaiserreich, im Zeitalter der Reformation und der Bauernaufstände wie in den Befreiungskriegen gegen Napoleon, der deutschen Romantik und dem deutschen Biedermeier, im aufgeklärten Absolutismus Friedrichs des Großen wie im geistigen Reich der Dichter, Denker, Erfinder und Entdecker, im 1. wie im 2. Weltkrieg, in den großen Vertreibungen der 40 – er Jahre, dem Wirtschaftswunder und der alten Republik wie der Mangelwirt-

schaft der DDR und zuletzt in der großen Revolution des 21. Jahrhunderts – der Digitalisierung.

Diese Jugend baut Schiffe, Burgen, Dörfer und Städte mit prachtvollen gotischen Domen im Hochmittelalter, bereist die Ostsee, erobert Siedlungsland in Osteuropa, zieht nach Italien und zu den Kreuzzügen in das Heilige Land nach Jerusalem. Sie wagt den Aufstand gegen die Alleinherrschaft der katholischen Kirche an der Seite Luthers und Huttens; sie wagt in Gedenken an das verbrannte Pfeiferhänslein an der Seite des Bundschuhs und Thomas Müntzers den Aufstand gegen die Bauernknechtschaft und für eine gerechtere Gesellschaft. Sie zieht im Gefolge Friedrichs des Großen von Schlacht zu Schlacht, erlebt aus der Nähe jenen Herrscher, der in Zeiten Machiavellis sich selbst als erster Diener seines Staates in die vordersten Schlachtreihen befahl und reibt sich wie alle Welt verwundert die Augen als die Streusandbüchse Europas nach siebenjährigem Krieg gegen die halbe Welt immer noch besteht. Sie zieht mit Alexander von Humboldt durch Südamerika und Russland die Grenzen zivilisierten Lebens überschreitend, reißt mit Goethes Wilhelm Meister, Eichendorffs Taugenichts, mit Wielands Agathon und Hölderlins Hyperion verträumt durch Italien und Griechenland, stirbt mit dem Werther

am Schmerz einer hoffnungslosen Liebe und rüttelt an den Toren festgefahrener Unmenschlichkeit mit Schillers Luise Miller, Marquis Posa, Maria Stuart und Wilhelm Tell. Sie besingt die Freiheit mit Körners Liedern, während sie an der Seite Jahns und ihrer Professoren gegen die Franzosen kämpft, sie verliert sich in der Liebe zur Natur wie Caspar David Friedrichs „Mönch am Meer“ und in dem Höhenflug der eigenen Gedanken mit Fichte, den Schlegels, Schelling, Schleiermacher und Hegel. Sie feiert auf der Wartburg die nationale Einheit, zieht mit den Gebrüdern Grimm aus sie zu finden, stürmt 48 in Berlin die Barrikaden und kommt doch nicht umhin über den alten Schopenhauer zu schmunzeln, der sein ganzes Erbe jenen preußischen Soldaten vermachte, die dort das Alte gegenüber dem Neuen behaupteten. Diese Jugend erlebt den Beginn des Maschinenzeitalters und strömt mit Millionen weiteren Arbeitern in die Städte, sie erlebt den Aufbau der deutschen Flotte und die Expansion nach Übersee und findet sich vielleicht zum letzten Mal überhaupt gemeinsam 1913 auf dem Hohen Meißner in Hessen zusammen, um ihre Gedanken offen in die Welt zu tragen. Ein Jahr darauf zieht sie geschlossen mit Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ im Tornister in die Schützengräben und ficht

dort an der Seite Thomas Manns für eine selbstbestimmte deutsche Zukunft gegen eine Welt, die eine solche nicht akzeptieren will. Diese Jugend steigt aus den Trümmern des Krieges selbstbewusster und uneiniger als je zuvor und spiegelt im Kleinen wider, was der Republik im Großen anhaftet. Sie findet sich als pulsierende Lebenskraft an allen Fronten von rot bis braun. Sie erlebt die erzwungene Einigung der Jugend die Auflösung der Republik und den Aufbau einer Diktatur, die sie bejubelt und verabscheut. Sie zieht zuletzt in den größten Krieg, den diese Welt je gesehen hat und blutet mit der Jugend aller Welt auf aller Welt, ein Schicksal tragend, das in seiner Größe dieser Jugend gerecht wird und doch nur Tränen, Asche und Staub von ihr und der Welt und eine schwere Bürde den Nachkommen übrig lässt. Sie lebt in der materialistischen Wohlstandsgesellschaft, die dem Wirtschaftswunder folgt, in der 68 – er Revolution, die dagegen aufbegehrt ohne Konstruktives dagegensetzen zu können, im Endstadium sozialistischen Massenwahns der DDR, in der Liebe zum freien Westen auf der einen Seite, der Abkehr vom freien Westen auf der anderen Seite der Mauer; in der Wiedervereinigung und dem Aufgang der Postmoderne, der beschleunigten Digitalisierung, dem Beginn des Internets

und der Machtübernahme des Handys.

Am Ende jener Entwicklung findet sie sich im Brei dessen, was Wissenschaftler zu Recht als Postmoderne, als das Endstadium einer Welt bezeichnen, die nicht in sich, aber in den einzelnen Menschen erlahmt scheint. Ihr Rad wieder zum Rollen zu bringen und die Größe der Träume vergangener Zeiten wieder an sich zu reißen; aus der Tiefe der eigenen Wurzeln, dem Verständnis des eigenen Wesens neue Wege in die Zukunft aufzuzeigen, die der Kraft des Siedlers, der Gedankenschärfe des Philosophen, der Genialität des Musikers, der Größe des Helden, der Notwendigkeit des Revolutionärs, des Tatendrangs des Entdeckers und zuletzt der überschäumenden Energie aus sich selbst strömenden Lebens, der Frische der Jugend bedürfen – das ist es, was diese Jugend aus ihrer Reise von sich über die Eltern und Großeltern zu den Vorfahren und wieder zurück – einmal durch die Schicksalsgeschichte, an deren Ende sie selbst steht, abgewinnt – die Kraft, die Begeisterung, die Notwendigkeit neuen Lebens, das aus der Unsicherheit des letzten Menschen, der nur mehr Bruchstück ist, herausbricht, um in vollster Klarheit ohne Angst, Zweifel, Seelenbisse, die eigene Zukunft zu gestalten. Diese Jugend gewinnt aus ihrem Geschichtsverständnis die Überzeu-

gung zurück, dass keine lebende Zeit zur Rechtfertigung ihrer selbst auf vergangene Zeiten zurückgreifen musste. Sie gewinnt, indem sie die Kraftlosigkeit der eigenen Zeit zu überwinden sucht, in der Geschichte die Kraft Neues zu schaffen zurück; indem sie Leben als totale Geschichtslosigkeit erkennt – als Augenblicksnotwendigkeit, die des Warums, das einen Bezug zu Zukunft und Vergangenheit konstruiert nicht bedarf. Diese Jugend überwindet das geschichtslose Nichts ihrer Zeit mit einem Geschichtsverständnis, das Leben als bejahende Geschichtslosigkeit begreift. Diese Jugend entreißt der Geschichte das Ja! der Zukunft, weil die Gegenwart auf dem Nein! eingeschlafen ist.

Sie wendet sich damit auch gleichermaßen gegen jene, die aus der Zeit brechen, aber die Geschichte nicht als Sprungbrett in die Zukunft, sondern als Maßstab aller Gegenwart missverstehen. Diese Menschen haben in der Geschichte nicht sich selbst, sondern anderes gefunden, was sie beeindruckt – hier Stärke, dort Ordnung, hier Sittsamkeit, dort Schönheit, hier den Zauber der Urtümlichkeit, dort die Exotik des gänzlich Unbekannten. Sie suchen nicht zu verstehen, sondern nachzuahmen. So kopieren sie, was die Geschichte von Stufe zu Stufe an Leben darbietet ohne doch

selbst irgendetwas an Leben hervorbringen zu können und zwingen sich in eine der Geschichte entrissene Form, die tot und leer ohne Bodenhaftung im Strudel der Absurditäten der Moderne versinkt. Einziger Unterschied zu anderen Produkten zivilisatorischer Orientierungslosigkeit stellt der konstruierte Geschichtsbezug dar. Diese Menschen klammern sich an Altes, weil es ihnen im Gegensatz zu allem Sonstigen sehr wahr und echt erscheint. Sie erkennen ihre Aufgabe im Bewahren und Erhalten. Verstünden sie, was sie verehren, klammerten sie sich nicht daran, als würde es ohne sie, sie ohne es augenblicklich vergehen. Es ist ein Zeugnis fehlenden Vertrauens, sowohl in das eigene Herz, als auch in das zu Bewahrende, zu meinen, das Eine am Anderen nur durch Zwang halten zu können. Es ist ein Zeugnis fehlenden Lebens das, was vergehen will und muss krampfhaft zu packen, nur weil die Angst vor Neuem und der fehlende Glaube an die Festigkeit des eigenen Herzens die Überzeugung zunichtemachen, dass alles, was von Wert ist, ohnehin im eigenen Herzen lebt und zu neuem Leben nichts weiter bedarf als der Wahrhaftigkeit. Diese Jugend wendet sich von den absonderlichen Blüten, die dieses entgleiste Geschichtsverständnis zuweilen treibt. Diese Jugend kennt keine geschichtlichen Zwänge; kein „Es muss so sein,

weil es früher auch schon so war.“ Diese Jugend will von sich schmeißen, was ihrem Herzen fremd ist und an das Licht befördern, was in der Tiefe ihres Herzens schlummert. Das heißt sie Wahrhaftigkeit. Das heißt sie Leben.

Von stumpfem Patriotismus, blindem Nationalismus und völkischer Verbohrtheit ist diese Jugend weit entfernt. Dass sie jene Reaktionen auf die moderne Welt trotzdem nachvollziehen kann, zeugt nicht von ihrer Anfälligkeit, sondern von ihrem hohen Geschichtsbewusstsein.

Diese Jugend hat sich dem Leben verschrieben. Leben heißt ihr Tiefe, Ernsthaftigkeit, Ehrfurcht, die Abscheu vor allen Oberflächlichkeiten, die die scheinbare Leichtigkeit der modernen Gesellschaft hervorgebracht hat. Fundament dieser Leichtigkeit ist die Flucht vor dem persönlichen Umgang, die Flucht in die Anonymität des einzelnen Herdentieres von vielen. Diese Flucht haben Internet und Digitalisierung ermöglicht, indem sie den einzelnen Menschen von der Notwendigkeit direkten Umgangs mit anderen Menschen befreiten. Indem sie ihm solchermaßen die Freiheit schenkten durch weltweite Vernetzung dem wirklich regionalen Kontakt, durch virtuelle Realitäten dem persönlichen Erdendasein voll Eigenverantwortung

auszuweichen, schufen sie eine Blase, in der sich menschlicher Austausch auf das Versenden von Kurznachrichten, Bildern und Videos beschränkt und seine Einmaligkeit im Strom der Relativitäten einbüßt. Es ist völlig ohne Belang wer, wann, wo, wem eine Nachricht schickt und ob er eine Antwort erhält, denn falls dies nicht der Fall ist, schickt er die gleiche Nachricht eben an den Nächsten. Menschlicher Austausch ist so zu zur Nichtigkeit überflüssiger, weil unnötiger Unterhaltung verkommen. Streit, Verständnis, Anteilnahme, der Zwang sich in einen anderen Menschen hineinzuversetzen, haben keinerlei Bedeutung für jenen, der sich eine Software – gefilterte Auswahl von Profilen nach albernsten Kriterien vor die Nase setzen lässt, um den tiefsten Gräben menschlicher Unterschiedlichkeit von vorn herein aus dem Wege zu gehen. Wer weder Mühe noch Zeit verschwenden will sich mit seinem Nachbarn abzugeben, wagt den Sprung in die Freiheit des Internets und findet dort alles, was das Herz begehrt: Unterhaltung jeder Art, Communities jeder Art, Menschen jeder Art und wo ihm das eine nicht gefällt, probiert er eben das Nächste. Selbst die Liebe ist zu solch billiger Bepaßung verkommen. Es gibt keine Worte, um jene Möglichkeiten zu beschreiben, die das Internet dem Zivilisationsvereinsamten bietet, der

im Internet verzweifelt nach etwas sucht, was dort nicht gefunden werden kann. Er verliert sich auf den Portalen verwahrloster Degeneration oder treibt in die Fänge kuppelnder Apps, die Menschen wie in Werbeanzeigen als Angebote zur Schau stellen und ihm die Kontaktaufnahme zu gleichfalls Vereinsamten ermöglichen. Diesen traurigen Symptomen einer durch Unpersönlichkeit kälter und kälter gewordenen Gesellschaft einen Vorwurf zu machen, fällt schwer.

Wie nun die Liebe zum abwechslungsreichen Zeitvertreib verkam, so das Kind zur Ausnahme. Kein Merkmal dieser Zivilisation bringt ihre Zukunftslosigkeit besser zum Ausdruck. Die Kinderlosigkeit einer Gesellschaft heißt ihre Kapitulation vor der Zukunft, heißt ihre Absage an das Leben. Es gibt keine Zahlen, die weniger angefochten werden könnten, es gibt keine Zahlen, die klarer formulierten, wo Schuld und Versagen, Stillstand und Degeneration, Oberflächlichkeit und Genusssucht und die Flucht vor eigener Verantwortung beheimatet sind. Die Kinderlosigkeit der Zivilisation ist der eindeutige Beweis ihres nahenden Untergangs. Sie kann sich in ihrem Ewigkeitsglauben wännen, solange sie will, doch das ändert nichts an der Tatsache, dass sie bei Bewusstsein ihrem eigenen Tod entgegenblickt. Im

fehlenden Kind manifestieren sich alle Begriffe des Toten, denn die Natur will das Kind. Dass der Westler seine gewonnenen Erkenntnisse nutzt es ihr zu verweigern, bezahlt er mit dem Tod. Die Natur duldet keine Auflehnung. Dass er trotzdem blind seinem Untergang entgegenschreitet und damit eine große Geschichte ihr unrühmliches Ende finden soll, ist aller Grund für den Kampf dieser Jugend.

Diese Jugend setzt der Vereinsamung durch Vereinzelung, dem Egoismus arroganter Selbstverwirklicher und der primitiven Verantwortungslosigkeit Kinderloser vor Vergangenheit und Zukunft, die Geborgenheit echter Gemeinschaft, die Ehrfurcht vor dem Leben und die daraus erwachsende Verantwortung als Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft entgegen. Diese Jugend glaubt an Tiefe – und sie versteht darunter eine Art des menschlichen Umgangs, die im menschlichen Herz ihren Anfang nimmt. Diese Tiefe verabscheut die Oberflächlichkeit, die fehlende Ernsthaftigkeit, die Relativität allen Fühlens und Denkens. Sie verabscheut das moderne Verständnis von Liebe. Sie wendet sich unter dem hämischen Gelächter der Altersgenossen ab von den Beziehungsspielchen schnelllebiger Langeweile und verantwortungsloser Genusssucht und sucht inmitten des herzlosen Wahnsinns Feste wie-

dergewonnener Tiefe zu sein. Sie versteht unter Liebe den Gleichklang zweier Herzen. Diese Liebe ist still, weil sie Gewissheit ist. Sie ist Gewissheit, weil sie dem Herzen entspringt und selber aber nicht weiß, wann oder wie sie ihren Weg in dieses Herz gefunden hat. Es scheint fast, sie sei schon immer ein Teil des Herzens gewesen, nur unentdeckt, unbewusst. Diese Liebe ist eine Bürgschaft. Der Eine tritt dem Anderen als Bürge für das jeweils andere Herz ein, denn da diese Liebe von Herz zu Herz besteht, knüpft sie ein Band zwischen dem innersten Wesen beider. Sie bestärkt beide Persönlichkeiten in ihrem Wesen, weil sie eines ist im Wesen beider. Sie ist ein Pakt der Herzen und besteht so lange, wie sich beide selbst treu bleiben. Diese Liebe knüpft Schicksalsgemeinschaften, die dem gemeinsamen Leben und Schaffen der Zukunft und dem Kind gelten. Wie das Kind, wo es fehlt den Schatten des Todes wirft, dort leuchtet es, wo es geboren wird als Sonne des Lebens. Es entspricht dem menschlichen Willen in die Ewigkeit zu schaffen wie es dem menschlichen Geist entspricht in die Ewigkeit zu streben. Sinnbild menschlichen Lebens wie menschlicher Ewigkeit aber ist das Kind. Es ist das ewige Weiter, die neue Generation menschlicher Unrast und Unruh, die den Funken menschlichen Bewusst-

seins und menschlicher Verzweiflung tiefer hinein in das Dunkel des Nichts stößt, um irgendwann wiederum von den eigenen Kindern abgelöst zu werden. Das ist die Ewigkeit, an die diese Jugend glaubt, weil sie an den Menschen glaubt.

Ich muss feststellen, dass ich mich weit von unserer eigentlichen Geschichte entfernt habe. Meine Ausschweifungen sind aber auch ein Zeugnis der Redseligkeit dieser Jugend, denn ihr liegt einiges auf dem Herzen, findet aber selten genug Gelegenheit sich auszusprechen.

Wir fanden uns also in einer fremden Welt zwischen Menschen wieder, die noch viel weniger verstanden, warum wir aus dem Westen ausbrechen wollten und mussten als der Westen selbst, weil ihnen noch erträumte Zukunft hieß, was uns schon verhasste Gegenwart war. Zwischen uns klaffte also ein Loch, das zwei Kulturen voneinander und nicht zwei Entwicklungsstufen innerhalb einer Kultur trennte.

Wir landeten also nach einem kurzen Schauprozess, an dem unsere Verteidiger zwar physisch, doch sonst weniger Anteil nahmen zu zwei Monaten Vorbeugungshaft im Gefängnis. Noch am selben Abend fuhren wir durch ein gro-

ßes Falltor, begleitet von Hundegebell und den schweren Tritten der uniformierten Wächter in jene Unterwelt, die durch Gitter, Stacheldraht und dicke Mauern vollends abgeschottet vom restlichen Leben ihr Höllendasein weit ab von der Aufmerksamkeit des Normalbürgers fristet. Alles blieb wie es bisher war. Zunächst streng und mürrisch von einem Bilderbuch – Gefängniswärter begrüßt, fand auch dieser überzeugte Täter in den Kerkermauern, die sich seine Arbeitsstelle schimpfen, zum Lachen zurück. Er nahm den Kopf in die Hände, strich seine gewachsenen Haare zurück, schüttelte sich und lachte laut schallend. Der nächsthöhere Offizier, der sich um unsere Registrierung kümmerte, lachte von Anfang an. „Turisti, Turisti!“ Wir waren die Touristen, die in Russland nichts Anderes zu sehen bekommen sollten, als eine Zelle von innen. Bis tief in die Nacht standen wir in einer Reihe, zuletzt nur mehr allein vor der offenen Bürotür dieses Offiziers ohne Handschellen. Es wäre ein Leichtes gewesen etwas zu unternehmen. Doch wir waren keine Schwerverbrecher trotz der Gerichtsprotokolle. Irgendwann in der Nacht wurden wir übergangsweise in irgendeine Zelle gepackt und im Laufe der Nacht und des kommenden Morgens einzeln zur Gepäckkontrolle und in unsere gemeinsame Zelle geführt. Bis wir uns dort

wiedertrafen wussten wir nicht, ob wir nicht doch Einzelnen weggesperrt werden würden. Groß war also die Freude, als wir nach einsamem Spaziergang mit zwei Wächtern durch die endlos sich erstreckenden Gemäuer dieses 300 Jahre alten Gefängnisses in die Zelle 89 gelangten und dort vier Betten vorfanden. Wir sollten die nächsten Wochen also immerhin nicht alleine verbringen müssen. Das Lachen war uns zunächst angesichts der steinzeitlichen Türen, die die Wächter allesamt eindrucksvoll und wie zur Bestätigung ihrer eigenen Macht laut zuschlagen ließen, und dem Bewusstsein, es nun in ein wirkliches Gefängnis geschafft zu haben, dennoch vergangen. Dies währte allerdings nur sehr kurz. Die Situation war zu komisch, als dass wir ernst und traurig hätten bleiben können.

Die Tage vergehen nun wie im Flug. Es ist ein Glück, dass wir unsere Bleistifte (ohne Anspitzer), ein wenig Papier und vor allem unsere Liederbücher behalten durften. So singen wir mindestens zwei Mal täglich selbstgeschriebene Sätze von Morgen -, Abend - und Fahrtenliedern. Ich schreibe, zur Auflockerung stellen wir uns gegenseitig Rätsel, Mathematik – Aufgaben und unterhalten uns, wenn keiner mehr so richtig weiter weiß und Inspiration sucht, wo keine zu finden ist, über Gott und die Welt. In unserer

Zelle fühlen wir uns allein, geborgen und zu Hause; wie in einer Schiffskajüte, wie in einem Raumschiff. Während jeder so still vor sich hinarbeitet, verblasst das Bewusstsein, sich eingesperrt in einem russischen Gefängnis 2000 Kilometer weit entfernt von der Heimat zu befinden. Wie die See oder der Weltraum im Schiff oder Raumschiff keinen Platz finden, so hat auch dieser armselige Knast, der uns umgibt, keinen Platz in unserer Zelle, die wir mit unseren Gedanken, Worten und Melodien in einen Hort freien Geistes hinter der Dreifachvergitterung unseres geschätzten, stets geöffneten Fensters verwandelt haben – und doch erfasst uns ein stilles Grauen, wenn wir des Ortes gedenken, an dem seit Jahrhunderten Menschen für Wochen, Monate oder sogar Jahre aufbewahrt werden wie Kartoffeln im Keller oder Fleisch im Eisfach – die zur Strafe eines Vergehens, und sei es wie das unsere, dem Leben geraubt werden, um ohne Sonnenlicht, frische Luft und den Geruch von Gras, Bäumen und Büschen in den engen Zellen ohne Hoffnung, ohne Möglichkeit durch Anstrengung und Willen jenes Grauen zu beenden, dem Wahnsinn verfallen. Es ist ein stiller Wahnsinn, ein langsamer Wahnsinn, der diese Seele packt. Er erwächst der Verzweiflung. Er erwächst der unterdrückten Wut. Er erwächst dem Hass auf

eine Gesellschaft, die auf solche Art jene richtig zu behandeln meint, die es wagten an ihren Grenzen zu rütteln; die es Gerechtigkeit heißt, auf der Grundlage irgendwelcher alten Bücher und Texte einem Menschen seine Freiheit zu nehmen und ihn für eine bestimmte Zeit hinter Gitter zu sperren, um danach zu erwarten, dass er sich nach langem Sinnen und Fragen gebessert habe. Das ist Wahnwitz, Dummheit und ein Verbrechen an der Menschlichkeit. Hinter Schloss und Riegel verdammt zum Nichtstun, ausgeschlossen aus der Gesellschaft, gegen die er vorher schon einmal, sei es bewusst oder aus Unwissenheit aufbegehrt hatte, findet kein Mensch zurück zu jenen, die ihm solches antun. Soll er jene lieben lernen, die ihn in ein schwarzes Loch werfen? – Soll er jene lieben lernen, die ihm höchst eindrucksvoll vermitteln, dass sie ihn nicht brauchen, dass er weggesperrt der Gesellschaft mehr nützt als schadet? – Soll er jene lieben lernen, die von ihm nicht einmal Besserung verlangen, weil er ihnen eben einfach komplett egal ist? – Niemand lernt im Gefängnis die Vorzüge einer Gesellschaft zu schätzen, die solches duldet. Niemand findet nach seinem Gefängnisaufenthalt in eine Gesellschaft zurück, die auf solche Art Menschen behandelt. Gefängnisse sind ein gutes Beispiel dafür, dass jeder erntet, was er

sät. Wer den Fängen dieses lebendigen Begräbnisses entweicht, nimmt aus seiner bodenlosen Tiefe zweierlei mit: Angst und Hass. – Die Angst noch ein zweites Mal in die nichtsnutzige Verdammnis trostloser Leere verdammt zu werden – den Hass jenen gegenüber, die solches dulden oder die Verantwortung dafür tragen, dass es kein Ende nimmt. Wer das Gefängnis verlässt, ist ein Brandsatz – eine Bombe – ein Bogen gespannt von Hass, gehalten in Angst. Er ist der Sklave einer Gesellschaft, die sich ihrer Freiheit und Menschlichkeit rühmt und die Sklaverei überwunden zu haben vorgibt. Doch dieser Mensch ist ein Sklave. Alles, was ihn an wahrhaftigem Tun hindert, ist seine Angst. Wahrhaftiges Tun hieße das freie Walten seines Hasses. Es wäre die gerechte Ernte dieser Gesellschaft. Es wäre die Rache des Sklaven, der die Kette bricht und seinem in Angst unterdrückten Hass freies Spiel gewährt.

Das Gefängnis ist ein Grab für Lebende, bietet einen Tod auf Zeit. Es stiehlt dem Menschen alles, was er für einen Neuanfang, für ein besseres Verständnis der Gesellschaft, für eine Rückkehr benötigte – die Kraft zur eigenen Erneuerung, das Gefühl von der Gemeinschaft gebraucht zu werden; zuletzt den Glauben in die Existenzberechtigung ihrer überhaupt. Kalt und leer offenbart der Richter, wem

auch immer die abzusitzende Zeit wie ein Todesurteil. Dass der Richter sich an jene toten Zahlen der Gesetzesbücher gebunden fühlt und meint sie anderen Menschen als Gerechtigkeit verkaufen zu dürfen, ist Wahnsinn. Dass eine Gesellschaft mit dem Leben ihrer Mitmenschen meint auf diese Weise umgehen zu dürfen, ist Wahnsinn. Dass ein Mensch, egal was er tut, seine Bestrafung aus Büchern zu hören bekommt, die ihn und seine Persönlichkeit aus der Betrachtung des Strafmaßes völlig hinausstreichen und wie eine Sache von oben herab hier – oder dorthin verschreiben; dass er ohne Möglichkeit der Arbeit an sich selbst und der Wiedergutmachung an der Gesellschaft von dieser abgelehnt und geächtet ausgeschlossen wird – ist Wahnsinn. Wahnsinn ist, dass diese Gesellschaft, die sich menschlich schimpft, die Unmenschlichkeit besitzt, die Augen vor ihren eigenen Versäumnissen zu verschließen und jene Opfer ihrer Verhältnisse, die sie Verbrecher nennt nicht als Mitmenschen, die der Hilfe bedürfen, als Repräsentanten der Schatten, die das eigene Licht wirft, sondern als unliebsame Störer eines scheinheiligen Friedens zu behandeln wagt. Den Verbrecher will natürlich niemand sehen, weil er unangenehme Fragen aufwirft. Indem die Gesellschaft ihn aus ihrem Blickfeld verbannt, versteckt sie ihre eige-

ne Schuld – zu Lasten und auf Kosten derer, die das Pech hatten, Zeugnis von dieser Schuld ablegen zu müssen. Auf den Gedanken Menschen durch die Freude an sinnvoller Arbeit, durch die Freude am Lernen und durch das Entgegenbringen von menschlichem Vertrauen verändern zu können, scheint hier noch niemand gekommen zu sein.

Unser persönlicher Fall ist nun natürlich noch alberner. Wir verstehen weder, warum wir eingesperrt werden, noch was sich jemand von unserem Aufenthalt hier erhoffen könnte. Wir haben nichts kaputt gemacht, nichts zerstört, niemandem geschadet, unser einziges Problem war, dass wir statt einer Grenze nur einen Zaun sahen und uns nicht viel dabei dachten, einem Fluss unter ihm hindurch zu folgen. Nun werden wir als Schwerverbrecher bezeichnet und für mindestens 2 Monate dem Leben entzogen. Wofür? Warum? Mit welchem Recht? Es heißt, wir hätten bewusst illegal eine Grenze passiert. Das mag auch seine Richtigkeit haben, erklärt aber nicht, warum wir deswegen 2 Monate in russischer Haft verbringen sollten. Wir wussten, dass dieser Zaun eine Grenze ist. Wir kannten Grenzen solcher Art zwar nicht, aber es war eindeutig. Wir wussten, dass dort Russland beginnen musste. Und doch kamen wir weder mit der Absicht einem Russen, noch dem ganzen

Staat zu schaden – im Gegenteil. Wir wollten uns der russischen Kultur, der russischen Geschichte, der russischen Landschaft erfreuen und meinten als Wandervögel, wie der Vogel fliegt, in unserer Begeisterung auch nicht vor dem Gedankenkonstrukt Staat Halt finden zu müssen. Brauchen Ameisen, Käfer oder Zugvögel die Erlaubnis eine Grenze passieren zu dürfen? – Warum brauchen wir dann eine, wenn eindeutig ist, dass wir in guten Absichten, für eine ehr kurze Dauer als Touristen reisen?

Unser Gefängnisaufenthalt ist zu absurd, um von uns verstanden werden zu können. Er erscheint uns jetzt schon während wir ihn erleben wie eine Mischung aus einem komischen und einem schaurigen Traum. Wie eine Unwirklichkeit zieht er an uns vorüber. Wie im Fluss ver schwimmen die Tage. Kann es wahr sein, dass wir in einem russischen Gefängnis sitzen? – Immer wieder stellen wir uns diese Frage in der Hoffnung, dass wie Nebel der Witz verblasst, in dem wir zurzeit alle eine Rolle spielen. Wir kommen natürlich nicht umhin alles als ein Abenteuer zu begreifen – und doch packt uns immer wieder der Zorn über die Ungerechtigkeit, der wir uns ausgesetzt fühlen. Was haben wir falsch gemacht? – Wem haben wir geschadet? – Haben wir die Ehre der Russischen Föderation an-

getastet? – Haben wir die Grenzpolizei beleidigt, weil sie unser erst so spät habhaft wurde? – Haben wir durch unsere Leichtfertigkeit im Umgang mit Polizei und Militär, durch unsere fehlende Furcht, unser fehlendes Schuldbewusstsein jemanden verärgert, der es uns nun heimzuzahlen gedenkt? – Oder sind wir letzten Endes unter die Räder des kalten Staatsapparates geraten, der uns nicht zu trennen weiß von Einwanderern und Drogen – und Waffenhändlern und den kein Mensch mehr aufzuhalten wagt, ist sein Getriebe erst einmal in Gang gesetzt? So richtet sich auch unsere Wut gegen jenen Staatsapparat, der die Menschen zu willigen Zahnradchen formiert, die allesamt in seinem Takt sich drehen. Wo bleibt da die Menschlichkeit? Wo ist dort Platz für Menschlichkeit? Wer schützt den Menschen vor diesem System, das rücksichtslos überrollt, was es nicht einzuordnen versteht? – Dass kein Mensch den Mut aufbringt aus Menschlichkeit jenes Gedankengebilde zu stoppen, ist die eigentliche Katastrophe. Dass jeder Mensch der Einfachheit halber seine persönliche Verantwortung aufgibt, ist das eigentliche Übel, denn es entlastet ihn, wo er sich verantwortlich fühlen sollte. Suchen wir einen Urgrund aller Unmenschlichkeit außerhalb der menschlichen Seele, so finden wir ihn wohl in einem System, dass in seiner Arbeit

keiner Menschlichkeit bedarf; das selbst gar nicht auf dem menschlichen Vertrauen untereinander aufbaut; das aber deswegen auch nie menschliches Vertrauen hervorrufen wird. Es ist der Staat, jenes Konstrukt aus Gesetzestexten, das stets gleich macht, was nie gleich ist und deswegen niemandem gerecht zu werden vermag. Darin liegt alle seine Unmenschlichkeit. Er überrollt, was er nicht kennt, mit der Selbstgewissheit dessen, der im Namen aller handelt. Doch wie will eine Gesellschaft zur Menschlichkeit zurückfinden, wenn sie sich einer Ordnung unterwirft, die ihrer gar nicht bedarf? Die Unmenschlichkeit des Staates liegt in seiner Gleichbehandlung, mit der er die Willkür menschlicher Entscheidungen zu verhindern sucht, indem er das Pendel von Menschlichkeit zu Unmenschlichkeit irgendwo in der Mitte zum Stoppen zwingt. Er nivelliert, um die Spitzen der Unmenschlichkeit unter Kontrolle zu bringen. Dass er den Verlust der Menschlichkeit damit ebenso in Kauf nimmt, weil im Menschen Menschlichkeit und Unmenschlichkeit sehr nah beieinander liegen, ist ihm bewusst. Er hat sich bewusst dazu entschieden Menschlichkeit wie ihr Gegenteil zu verbannen. Dass dieses System unmenschlich sein muss steht fest, denn sein Ziel ist aus fehlendem Vertrauen in den Menschen allein sich selbst so unabhängig wie mög-

lich von ihm zu machen. Dieses menschliche Konstrukt ist dementsprechend Ausdruck fehlenden Vertrauens in den Menschen. Es meint ihm gegenüber eine Verbesserung zu sein und ist doch nur ein Ausweichen vor ihm. Den, der an menschliches Vertrauen abseits aller Rechte und Pflichten glaubt, muss dieses System überrollen, weil es niemals verstehen will und kann, dass dieser Glaube unantastbar über ihm selber schwebt; weil es nicht menschlich genug ist, um anzuerkennen, dass er besser ist, dass er größer ist, dass er Zeuge einer Welt ist, die die Nivellierung des Einzelnen mit dem Vertrauen in das menschliche Herz überwindet. Das aber ist die Überwindung des Staates.

Wir hatten nun den Staat schon überwunden, als wir auf diese Weise mit ihm Bekanntschaft machen mussten. Wir hatten im Vertrauen auf das menschliche Herz geglaubt seinen Fängen entschweben zu können. Wir hatten uns schon entschwebt gefühlt. Wir nahmen ihn nicht ernst, weil wir niemals gedacht hätten, ein Mensch würde seine Starre unserem Vertrauen vorziehen können. Es ergab auch keinen Sinn – jedenfalls für uns, denn wie sich der Staat der Unmenschlichkeit überlegen fühlt, so fühlen wir uns dem Staat gegenüber überlegen. Er ist uns nur eine lästige Schwelle, die der Einzelne in sich überwinden muss, um

eine Zukunft in Menschlichkeit möglich zu machen, die der Nivellierung zum Schutz vor Unmenschlichkeit nicht mehr bedarf – vielmehr war er uns eine lästige Schwelle, denn wir sahen ihn schon nicht einmal mehr. Er war uns so unwichtig, dass wir ihm keine Aufmerksamkeit erübrigten. Das war nun unser Verbrechen – unser schweres Verbrechen, das uns 2 Monate Haft eingebracht hatte. Wir hatten die Menschen überschätzt. Wir hatten uns der Fehleinschätzung schuldig gemacht, Menschlichkeit dort zu erwarten, wo der Staat noch fest und sicher im Sattel saß. Wem dies Grund genug ist, uns dem Leben zu entreißen, der möge dieses Urteil Gerechtigkeit nennen, wer aber in der Bestrafung menschlichen Vertrauens wie wir ein Verbrechen an unserer Jugend, eine Grenzüberschreitung des Staates, erkennt, der kommt nicht umhin als Ungerechtigkeit zu bezeichnen, was die Welt um Schritte zurück, aber keinen einzigen Schritt vorwärts wirft.

Die Tage vergehen seltsamerweise wie im Flug in unserer eintönigen Kammer. Es passiert nichts und doch so viel und die Zeit verschwimmt. Wir fluchen von Zeit zu Zeit, doch wenn wir merken, dass es nichts bringt, widmen wir uns wieder unseren Beschäftigungen. Ist diese Zeit sinnlos? – Nur wenn wir ihr nichts abzugewinnen wissen, doch dem

versuchen wir entgegen zu arbeiten und es wäre gelogen,
wenn wir behaupteten, sie hätte uns nicht jetzt schon ver-
ändert.

Durch die Nacht auf tausend Pfaden,
ungewiss des Wegs, der Zeit
Fliegen all meine Gedanken
Suchend auf zur Ewigkeit.

Alle Träume, alle Sehnsucht,
Hoch im Nichts der schwarzen Welt
Aller Trost und alle Hoffnung
Glühen still vom Himmelszelt.

Gleißend wie der Sternenschweif
Drohend wie die Finsternis
Jagt ein Herz Unendlichkeit

Seiner eignen Welt gewiss.

Dröhnend sprengt der Geist die Fesseln

Wo das Auge fällt, ist Licht

Funken schlagen Ewigkeiten

Wo des Raumes Grenze bricht.

Tausend Pfade eines Willens

Tausendfach Verschwendung mir

Fand ich der Erlösung Heimat

Doch in Einigkeit bei Dir?

Wir gewinnen einen neuen Blick auf unsere eigene Welt
– auf Deutschland. Immer wird erst in der Ferne, in der
Fremde klar, was die Heimat eigentlich ist.; wieviel sie trotz
aller Lust aufzubrechen und in die Welt zu ziehen, bedeutet.
Erst mit dem Blick von außen steigt die Alltäglichkeit
zur Besonderheit, wird die unbeachtete Selbstverständ-

lichkeit zum Merkmal einer Kultur, die trotz allen Niedergangs gewisse Formen beibehalten hat. Es ist die Liebe zum Eigenen, die daheim strapaziert, hier in der Fremde wieder erwacht und niemand, der nicht selber einmal wirklich lang und tiefgründig genug gereist ist, wird dies verstehen. Wer seinen Urlaub in für westliche Touristen angepassten Hotels in der Türkei, Ägypten, Kroatien, es ist eigentlich egal wo verbringt, der bricht nie aus, kommt nie heim und versteht weder das Fremde noch das Eigene, weil er weder das Eine noch das Andere kennt. Es ist eine Frage der Perspektive. Selbsterkenntnis ist nur durch Objektivierung möglich. Erst wer in sich das Subjekt überwindet, um von außen einen Blick auf sich selbst zu werfen, kann sich erkennen. Wer sich solchermaßen erkannt hat, hat es geschafft über den eigenen Schatten zu springen, sich selbst zu überwinden. „Niemand bleibt wer er war, indem er sich erkennt.“ (Thomas Mann) Wer sich überwindet, bleibt sich selbst treu, weil er der Wahrhaftigkeit folgt.

Es ist ein großes Problem des Westens, dass er verlernt hat sich von außen zu betrachten; denn, wenn er wüsste, was sein Eigen heißt, würde er nicht so leichtfertig damit umgehen. So aber glaubt er in schlichter Arroganz und Unwissenheit gefangen die ganze Welt gleiche ihm, wie könnte es

anders sein, wie die Faust auf das Auge. Das aber ist ein Irrwahn. Die westliche Welt ist klein, die restliche Welt wird immer größer und wie der Westen bis jetzt durch Macht seine Überlegenheit hat sichern können, so wird er derselben in Zukunft zum Opfer fallen. Der Westen ist blind. Noch meint er, die Welt liege ihm zu Füßen; noch meint er, sie zehre an seiner Größe, seiner Kultur, seinem Vorbild – doch er wird plötzlich wie aus dem Traum erwachend feststellen müssen, dass dies Bild mehr seinen eigenen Vorstellungen als denen der restlichen Welt entspricht. Das Selbstbild des Westens ist ohnehin getrübt. Er sieht gerne jenes, was ihm gefällt, ungerne jenes, was ihn in seiner Selbstgerechtigkeit belastet. Uns nun schien dieser Westen hier im russischen Knast mehr und mehr wieder zum zu Hause zu werden. Alle seine Irrwege zogen an uns wie die tragischen Fehler eines Unwissenden, Unbedachten, ja selbst Kopfloren vorbei. Wir wollten ihn nicht aufgeben und unser Losziehen galt stets wieder dem Heimkommen. Vielleicht war es uns gerade, weil wir ihn zu hassen lernten, erst möglich wieder in Liebe zu ihm und seinen Aufgaben zurückzukehren; jene, die ihn aber lieben, weil sie sich wohlfühlen, ohne Bedürfnis zu verändern, zu verbessern, von außen hinauf zu schauen, können ihn nicht lieben, weil

ihnen jede Distanz fehlt, um ein Verlangen zu entwickeln. Was selbstverständlich ist, bedarf keiner Rechtfertigung. Was selbstverständlich ist, bedarf keiner Anstrengung. Was selbstverständlich ist, ist immer und ewig und also unbewusst und nichtig. Es ist nicht, weil nur ein Fehlen darauf hinweisen könnte, dass es einmal war. So fährt der Westen sich und seine Errungenschaften an die Wand, um dann feststellen zu können, was ihm fehlt, was einmal war und nicht mehr ist. Es ist eine Tragik, die nur der begreift, der mit Unverständnis auf ihre scheinbare Unabwendbarkeit blickt. Es muss nicht so sein – doch eine andere Stimme spricht – es ist schon so und die Zukunft offenbart die Fehler der Gegenwart.

Wir nun weit entrückt sowohl von der Gegenwart wie von der Zukunft sehnten uns in die Heimat zurück wie vielleicht noch nie. Alles war uns plötzlich vertraut – die Dörfer, die kleinen schmucken Städte, die vielen Menschen, die Kultur, die wir verstanden, weil sie in uns lebte – die Industriegebiete als Ausdruck faustischen Maschinenwahns, die Wohnblöcke, die Grünanlagen, die Spiel – und Sportplätze, die Park und Gartenanlagen als Ausdruck einer Stadtkultur, die die Probleme engen menschlichen Zusammenlebens bestmöglich zu lösen sucht, die riesigen Vor-

stadtsiedlungen als Fluchterscheinung der erwachenden Stadtbevölkerung – die Würde alter Universitätsgebäude, alter Schlösser, Burgen, preußischer Gutshöfe, großbäuerlicher Landhäuser; die wunderschönen Kirchen und Dome, reich verziert von Dorf zu Dorf und Stadt zu Stadt aus Back – und Feldstein mit der Selbstüberzeugung ehemals pulsierenden Lebens – allesamt Zeugen eines Jahrhunderts zurückreichenden Aufbaus. Die Windräder als Versuch das selbstgeschaffene Energieproblem wie früher im Wind zu lösen, die Solarplattenfelder als Versuch die Sonne anzuzapfen – Staumauern im Harz und Rheinland zur Stromversorgung und um den Menschen ein Leben in den Tälern zu ermöglichen – Sandkuhlen, Bergwerke, Müllberge, Fabrikschlote als Ausdruck menschlicher Schaffenskraft – Autobahnen, Schienennetze, Bahnhöfe, Flughäfen, Brücken, Deiche, Schallwälle und Fahrradwege als Ausdruck menschlichen Gestaltungswillens. Es ist eine schwierige Beziehung, die wir zu solch Zeugnissen menschlicher Entwicklung führen, denn sie stoßen uns ab und ziehen uns doch wieder an. Wir fliehen der Maschine, der Stadt und dem dichtbesiedelten Land, doch wenn wir uns in der Stille der Natur auf uns besinnen und der Frage nachgehen, was wir wollen, was unseres Wesens ist, wohin unser Streben

und Drängen sich richten soll, dann blicken wir von der Höhe des Berges auf das weite Land und verstehen, dass all das, was sich vor uns ausbreitet nur eine Antwort zulässt – es gibt ein Weiter, auch wenn menschliche wie natürliche Kräfte ausgeschöpft scheinen. Sie sind es nie. Es gibt ein Weiter, weil es uns gibt und wir die Kinder unserer Eltern sind; die Kinder eines Landes, einer Welt, die wir von klein auf in Volksliedern, Märchen, Gruselgeschichten, Landkarten und Bilderbänden in uns aufgesogen haben.

Diese Welt ist Deutschland eingebunden in den europäischen Westen. Es ist eine kleine Welt, die uns Heimat auf dieser Erde heißt. Auf der Erdkarte scheint sie verschwinden zu wollen zwischen den Erd – und Menschenmassen Afrika, Asiens und Amerikas. Auch bei uns zu Hause scheint sie zuweilen verschwinden zu wollen im Labyrinth der Häuserfronten, die das ganze Land durchziehen. Es ist eng geworden in diesem Land und wer Platz braucht, der möge nach Russland ziehen. Straße schmiegt sich an Straße, Feldweg an Feldweg, Dorf an Dorf und wer Wildnis und Abenteuer sucht, sucht vergebens. Es gibt keine Wege, die noch nicht beschritten wurden, keine Steine, die noch nicht umgedreht wurden, nichts ist vom Makel der menschlichen Hand unberührt, alles nach Möglich-

keit hergerichtet, gedreht und geschoben. Der Wahnsinn packt jenen, der keine Aufgaben mehr findet, um sein volles Herz ausschütten zu können in der Kraft zu gestalten; der Wahnsinn packt jenen, der nach Freiheit und Stille der unberührten Natur dürstet, weil er sich selbst verloren glaubt in der Leere menschlicher Genügsamkeit. Doch das Schicksal kennt keine Flüchtigen. Wer sich aufmacht, diese Welt der Schwäche hinter sich zu lassen, der naht sich ihr wieder, je weiter er geht. Das ist das Wesen des Westlers von heute, dass er gerade bei vollstem Bewusstsein wieder in seine Welt zurückkehrt, auch wenn er sie mit seinem erwachenden Bewusstsein verlassen musste. Ein Zeugnis von Selbstreflexion heißt es aber, dem eigenen Weg hin und wieder zurück folgen zu können, ohne sich in Sturheit oder Furcht links oder rechts in die Büsche zu schlagen.

Und noch lebt der Westen. Er lebt in seinem Naturbewusstsein. Plötzlich die Konsequenzen des eigenen Bauens und Formens erfassend, plötzlich den Wunsch der eigenen Seele erkennend von Gleichem umgeben zu sein; plötzlich die Langfristigkeit und Nachhaltigkeit eigenen Lebens hinterfragend – beginnt er zu retten, was denn noch zu retten ist. Pfandflaschen, Mülltrennung, Bio – Supermärkte, Recycling von Altpapier, Glas und Plastik, der Aufbau von

Biotopen, von Naturschutzgebieten, selbst die Hinwendung zu den sogenannten erneuerbaren Energien (Wasser, Sonne, Erdwärme) und der Abbau von zerstörerisch anmutenden Kohlekraftwerken, der Kampf gegen den Klimawandel und die Rettungsmissionen zum Schutz der Regenwälder und bedrohter Tier – und Pflanzenarten überall auf der Welt – sind allesamt Anzeichen eines erwachenden Bewusstseins für die Notwendigkeit der Einordnung des Menschen in die organischen Kreisläufe des Lebens zum Schutz von Mensch und Natur. Dieses Bewusstsein ist eine zwangsläufige Reaktion auf die mit seinen Fähigkeiten gewachsene Verantwortung vor der Zukunft. Der Mensch hat sich nach dem hungrigen Feuer, die hungrige Maschine vom Himmel geholt – er hat die Welt in einer Geschwindigkeit verändert, die weit über sein parallel dazu wachsendes Verständnis der eigenen Macht hinausschoss. Diese Kluft zwischen dem eigenen Geist und den davonestürmenden Möglichkeiten zu schließen – formiert sich langsam ein Umdenken.

Dies ist auch eine Gefahr – denn es stoppt jene Entwicklung, die der Eigendynamik der letzten Jahrhunderte ihre Kraft verdankt. Deswegen stellt sich zu Recht die Frage, ob jenes erwachende Bewusstsein wirklich ein Zeichen des

Lebens und nicht vielmehr eines des nahenden Todes ist, eine Müdigkeit, die des Wachstums und der Verschwendung überdrüssig im Kampf mit der Welt um die Form erlahmt und allein aus dieser Kraftlosigkeit der Natur und der Ewigkeit huldigt und den Menschen als Zerstörer dieses Paradieses und der Seligkeit verdammt. Dies hieße eine Abkehr. Es hieße eine Abkehr von dem stolzen Weg, den der Westen bis heute genommen hat. Es hieße eine Absage an das Schicksal, dem Ringen nach Selbsterkenntnis durch Forschung und um Selbstermächtigung durch Technik den Rücken zu kehren, allein aus der Angst heraus daran zu Grunde gehen zu können. Gibt es ein Leben, das sich selbst verschont? – Angst ist lebensnotwendig, doch paart sie sich mit der Unlust am Leben, so endet sie in Stagnation. Das aber ist der Tod – wie im Gefängnis, so in Kulturen.

An dieser Frage bricht sich nun auch das Verständnis dieses Umweltbewusstseins. Es erwächst der Angst durch Mißbrauch der Macht über die Natur, der Erde das Leben zu nehmen. Diese Angst ist soweit zuträglich, wie sie dem Leben selbst dient, wie sie einer Freude am Schaffen und Ringen entspringt, die konstruktive Lösungen für die zahlreichen Probleme sucht ohne jedoch das Leben selbst in Frage zu stellen. Diese Angst bedeutet dann das Ende der

Entwicklung, wenn sie nicht im Rahmen der Entwicklung nach Lösungen sucht, sondern aus eigener Schwäche, aus Unlust und im Westen vor allem Unverständnis, die Entwicklung infrage stellt und ihr Leben verleugnet, indem sie sich im Schrecken vor dem Tod abwendet. Leben aber, das angesichts des Todes verzagt, kann kein Leben sein.

Dieses Umweltbewusstsein ist auch ein funktionierendes Zeichen westlicher Selbstreflexion. Es macht, wo es ehrlich ist, keinen Halt vor Selbstkritik und ist damit Schuldbekenntnis. Es durchschlägt westliche Selbstgerechtigkeit in der Konfrontation mit ungemütlichen Wahrheiten. Es schreckt, wo es ehrlich genug ist, selbst nicht nur Selbstgerechtigkeit zu sein, nicht davor zurück den Finger in die Wunden zu stoßen, die der hiesige Wohlstand und die hiesige Konsumgesellschaft anderswo auf der Welt geschlagen haben. Es scheut sich ohnehin nicht davor die eigene Welt vor der restlichen anzukreiden.

In der westlichen Welt arbeitet es expansiv. Es kämpft gegen Unwissen, Spott und vor allem eine Gleichgültigkeit an, die so ganz Verfallserscheinung einer degenerierten Gesellschaft ist. Es konfrontiert die armseligen Produkte schlechter Bildungseinrichtungen mit den Müllhalden Af-

rikas, den Müllinseln aller Weltmeere, der Kinderarbeit in Afrika und Asien, der Massentierhaltung in Europa und dem Verhalten westlicher Konzerne überall auf der Welt. Es reißt aus dem Schlaf, wer die Ewigkeit träumt. Es reißt aus dem Schlaf, wer die Eine Welt träumt ohne sie zu kennen. Es reißt aus dem Schlaf, wer unter Globalisierung nur den weltweiten Austausch von Kulturen versteht – nicht das Spiel des kalten, weil unpersönlichen Marktes. Dieses Bewusstsein lebt in der Regionalität, denn indem es sich von den undurchsichtigen Machenschaften großer Konzerne abwendet, findet es in den Strukturen vor Ort alles, was ihm vertrauensvoll, überschaubar und verantwortbar erscheint. Die Abkehr von der Unübersichtlichkeit internationalen Handels führt zur Wertschätzung des Eigenen. Regionales Essen, regionale Kleidung, regionales Handwerk, der persönliche Kontakt von Hersteller zu Käufer als stärkster Gegensatz zum unpersönlichen Marktgeschehen großer Handelsketten prägen dieses Bewusstsein.

Dieses Bewusstsein fordert eine Kreislaufwirtschaft. Am Ende des Produktionsprozesses soll nicht das Produkt als Müll von morgen stehen, sondern wie am Anfang die Ressource als Grundlage neuer Produktion. Dieses Bewusstsein fordert die Produzenten auf Verantwortung für ihre

Produkte zu übernehmen und die Weiterverwertung des entstehenden Mülls in den Produktionsprozess mit einzubinden um wie die Natur einen Organismus zu bilden, der sich selbst speist.

Warum ist dies nun so wichtig? – Bricht der Mensch wo er zu handeln beginnt nicht ohnehin aus diesem Organismus? – Oder nie, weil er stets ein Teil desselben bleibt ohne daran etwas ändern zu können? Der Mensch löst Probleme oder er stirbt an ihnen. Das ist Leben. Es ist eine Frage der bitteren Notwendigkeit, wann er wirklich zu handeln beginnt. Besteht sie? – Für den einen ja – für den anderen nicht. In Deutschland hat sich an der Oberfläche schon einiges geändert; in der Tiefe blieb das Meiste offen, weil scheinbar (sonst wäre es anders) die Notwendigkeit noch nicht bestand. Faktisch wird in Deutschland wohl nie eine Notwendigkeit bestehen die weltweiten Umweltprobleme zu lösen, fällt eine Entscheidung solcher Tragweite doch nicht allein in einem Land, das nur doppelt so viele Einwohner zählt wie der Ballungsraum Tokyo. Ist eine Veränderung also unmöglich? – Es ist eine Frage, die das Leben betrifft. Bricht dieses Umweltbewusstsein mit dem Schicksal des Westens, ist ihm jede oberflächliche Lösung, die ihm im Allgemeinen ein ruhiges Gewissen und einen grünen

Garten verspricht, genug. Ihm fehlt jede Notwendigkeit, aber auch jedes Verantwortungsgefühl vor Geschichte und Zukunft und der übrigen Welt, um tiefgründig und verantwortungsvoll auf der ganzen Welt jene Probleme zu bekämpfen, die erst der Westen schuf. Weil es mit dem Westen und seiner Entwicklung bricht, verwahrt es sich vor der Verantwortung der Zukunft. Es stirbt mit dem Westen und hinterlässt eine Welt voll ungelöster Zivilisationsprobleme. Bekennt sich dieses Umweltbewusstsein zum Westen, seinen Problemen und seiner Verantwortung, verknüpft es sich mit der Kraft vorwärts zu schaffen und nachhaltig und langfristig das Menschtum im Weltall zu vertreten, so erkennt es die Umweltprobleme der Zivilisation als zu lösende Aufgabe auf dem Weg nach vorn. Das aber ist eine Notwendigkeit. Die Erde als Lebensraum zu bewahren, ist diesem Bewusstsein eine Notwendigkeit, weil es sich als Bewusstsein in den Glauben an das Menschtum fügt. Seine Heimat zu bewahren, ist ihm heilige Verpflichtung. So lebt der Westen in seinem Naturbewusstsein.

Der Westen lebt in seiner Freiheit. Soweit auch seine Ideen wie Humanität, Demokratie, Menschenrechte, Meinungsfreiheit zuweilen zu Phrasen verkommen sind, scheint doch jeder was er tut vor der Öffentlichkeit mit jenen Schlag-

wörtern rechtfertigen zu müssen. Sie bauen allesamt auf dem Idealbild des freien Menschen auf, der tun und lassen kann, was er will, so lange er keinem anderen schadet. Dass der Staat an sich vor der Menschlichkeit zurücktreten muss, habe ich schon versucht zu erklären. Dass er aber, wo er vonnöten ist, dem Schutz des Einzelnen vor anderen und der Gemeinschaft gelten sollte, ist im Westen jedenfalls nach außen eine Selbstverständlichkeit. Die Menschlichkeit eines Staates ermisst sich daran, wieviel Freiheit er dem Einzelnen zuteilwerden lässt. Viele nun, die wie wir den Untergang des Westens kommen sehen, meinen alle Schuld der freien Gesellschaft zuschieben zu können, die es nicht vermag der Verwahrlosung des Menschen Einhalt zu gebieten. Sie fordern strenge Regeln von Seiten eines Staates, der gesellschaftliche Fehlentwicklungen nicht begünstigt, sondern unterbindet. Doch diese Forderung vernachlässigt den Fakt, dass kein Staat erzwingen kann, was die Menschen nicht von sich aus annehmen, dass anders herum jeder Staat ein Ausdruck des Lebens der Menschen ist. Nicht der Staat bestimmt das Leben, sondern das Leben den Staat und wo der Staat wie bei uns zu einem toten Konstrukt verkommen ist, dort ist es auch das Leben. Natürlich bedingt sich beides. Natürlich hätte ein Staat die

Möglichkeit ganz anders mit dem Menschen umzugehen, um ihn gewissermaßen zur Freiheit zu erziehen – aber dafür bräuchte es jene Menschen, die in Bildungseinrichtungen und Gesetzesstuben ein neues Verständnis von Menschlichkeit vorlebten. Dies aber wäre wieder ein Zeugnis des Lebens und die Institutionen wären schon in einer solchen Besetzung nicht mehr dieselben wie vorher. Dass auch heute noch die Menschlichkeit Maßstab aller Bewertung ist, zeigt, dass es an Begrifflichkeiten nicht fehlt, dass es an Anspruch nicht fehlt, nicht an konsequentem Denken und gutem Willen – es fehlt allein am wirklichen Verständnis, an der Kraft jenen Ideen in Begeisterung zu neuem Leben zu verhelfen. Die Freiheit der freien Gesellschaft ist etwas Wunderbares. Wie der Einzelmensch in Freiheit sein Wesen offenbart, so kann sich auch nur in einer freien Gesellschaft das Wesen des Einzelnen offenbaren.

Dass jenes Gesamtbild, was sich uns zeigt, sehr traurig ist, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass es großen Mut zur Wahrheit gefordert hat, solches auch nur zu wollen. Dass es noch vieler Arbeit und Entwicklung bedarf, um diese Freiheit zu schätzen und zu nutzen, zeigt die Gegenwart. Ob der Einzelne ein Verständnis für die Selbstdisziplin, die Freiheit fordert, wird aufbauen können, entschei-

det die Zukunft. Es ist eine Schicksalsfrage der westlichen Welt. Vermag sie es nicht ihren fahrigten Individualismus durch die Stärke der Einzelpersönlichkeiten zu ersetzen, wird sie vor den Mächten der Zukunft nicht bestehen können – vermag sie es nicht ihren scheinheiligen Pazifismus, der nur Ausdruck ihrer Schwäche, nicht ihrer Stärke ist, ihre gesellschaftliche Divergenz in atomare Einzelbestandteile ohne Bindung, ihre kulturelle Hilflosigkeit und die daraus erwachsende Orientierungslosigkeit – durch das klare Selbstbewusstsein einer in sich geschlossenen, gefestigten Gemeinschaft zu ersetzen, wird sie mit all ihrem Geist der Zeit und anderen aufstrebenden Staaten zum Opfer fallen. Diese westliche Welt ist sich ihrer Freiheit und Macht in Arroganz bewusst, aber sie hat noch nicht erfasst, dass sie von beidem zerrt und beides dahinschwindet. In ihr ward aus Freiheit Gleichgültigkeit. Diese aber ist der Tod der Macht. Diese westliche Welt hat noch nicht verstanden, dass ihre menschheitlichen Ideen an sie in Leben und Tod gebunden bleiben – dass ihre Ehrfurcht vor dem Einzelmenschen ihrer, nicht jeder Philosophie entspringt.

Bestes Beispiel ist China. Dieser perfektionierte Überwachungsstaat spottet mit seinem Sozialkreditsystem der Selbstbestimmung des Einzelnen. Mit den Mitteln der

Digitalisierung wurde ein System entwickelt, das nicht die freiest mögliche Entfaltung des Einzelnen zum Ziele hat, sondern dessen Unterordnung. Der Staat ist Selbstzweck. Er ist Gott. Er belohnt und bestraft und erzieht seine Bürger zur totalen Unmündigkeit, indem er sie auf ein konsequentes Zweckdenken abrichtet. Wo aber der Zweck allein Entscheidungen trifft, ist Freiheit unmöglich, denn der Zweck zielt stets auf ein Äußeres ab, das deshalb, weil es äußerlich ist der kontrollierten Veränderung unterliegt; der Zweck ist in totaler Unabhängigkeit vom Einzelnen, der Einzelne aber in totaler Abhängigkeit vom Zweck.

Wie nun der Staat die Zwecke kontrolliert, so kontrolliert er den Einzelnen. Wer sich sträubt, hat ein Problem. Der Staat hat alle Macht. Sein Ziel ist den Menschen zur Moralität zu erziehen. Er bedient sich wie bei Kindern des Lohnens und Strafens. Dass eine solche Art Menschen zu dressieren mit dem westlichen Verständnis von Freiheit bricht, sollte jedem klar sein, der darin keine Erhöhung des Menschengeschlechtes durch Erziehung, sondern die systematische Vernichtung der Menschlichkeit erkennt. Denn wahre Menschlichkeit ist Freiheit. Freiheit aber ist Zweckunabhängigkeit. Dieses System nun versklavt alles dem Zweck der Belohnung. Es setzt an die Stelle menschlichen

Vertrauens die Belohnung des Staates. Er nimmt dem Menschen alle Freiheit und ordnet ihn einer riesengroßen Masse Gleicher ein – einem Heer von Parteifunktionären. Menschlichkeit aber heißt, etwas von sich aus müssen. Sie kann sich nur dann zeigen, wenn sie einem „können“, einer Möglichkeit entspringt. Wahre Menschlichkeit gibt es also nur dort, wo es wirkliche Wahlfreiheit gibt, wo sich Menschlichkeit und Unmenschlichkeit in reiner Form gegenüber treten, und die Menschlichkeit obsiegt. Dieser Staat nun sucht zu seinem Zwecke eine Menschlichkeit zu erzwingen. Er belohnt den Menschlichen und bestraft den Unmenschlichen und hat solchermassen ein festes Fundament der Unterdrückung geschaffen, das ein westliches Verständnis von Freiheit weder kennt, noch benötigt.

Dieses China hat gezeigt, dass es ohne Freiheit vermag Kräfte zu entfesseln. Dieses China baut, dieses China forscht, dieses China expandiert in Asien, Afrika, im Nahen Osten, wohl überall auf der Welt, und dieses China führt dem Westen klar vor Augen, wo Stärke und Macht und Zukunft – auf der anderen Seite Schwäche, Zerfall und Vergangenheit liegen. China hat alles, was der Westen nicht hat – Disziplin, Entschlossenheit, Zukunftspläne – die über den Ausbau der Seidenstraße, die riesigen Baupro-

jekte im Inland bis zur Weltraumexpansion reichen – und vor allem noch viel unausgeschöpftes Potenzial. China ist, jedenfalls nach außen, alles was der Westen nicht ist – eine gefestigte gut kontrollierte Nation mit einiger Führung, konsequenter Bildung und unerschöpflich vielen Arbeitskräften. China ist für den Westen eine Chance – vielleicht die Letzte um aufzuwachen. Nirgendwo tritt klarer hervor wie unterlegen der Westen ist – jetzt schon. In 20, 50, ja 100 Jahren wird er nur mehr aufschauen können.

Es ist eine Wahrheit, die deswegen so traurig ist, weil sie niemand zu sehen scheint – doch ist es möglich, dass niemand in die Zukunft blickt? – Nein, antworte ich und ein Schaudern befällt mich, während ich weiterschreibe, sie blicken in die Zukunft, doch sie wissen nicht, was der Westen ist. Sie sind sich selbst so wenig bewusst, dass sie keine Entwicklung sehen, die hier zu Ende gehen könnte. Sie sehen keine Linie, die fortwill und doch auf die trägen Zeitgenossen zu warten verpflichtet ist. Sie begreifen sich selbst nicht als Bestandteil von Geschichte, als Träger eines Erbes, das weiter zurückreicht, als ihr Bewusstsein es je vermag. Sie begreifen sich nicht als Vertreter des Menschentums auf Erden. Warum nicht? – Meinen sie für diese Aufgabe seien andere geschaffen? – Sie seien zu solch hoher Aufgabe

nicht bestimmt? Wie kommen sie darauf sich solcherart der Verantwortung ihres Daseins zu entziehen? Was ist der Mensch? – Haben sie nie den Sinn des, ja ihres Lebens zu erfassen versucht? –

Es ist leicht den Stab über Menschen zu brechen, die man nicht versteht; doch wie zeichnet sich die Bahn des Lebens dem, der nicht weiß woher er kommt und wohin ihn sein Weg führt? – Sie wandeln ohne Interesse. Sie fragen nicht. Und wenn sie fragen, so fliegt ihr Blick vielleicht über ihre Kindheit bis zu ihrem eigenen irgendwann eintretenden Tod – weder tiefer hinein in die Geschichte über ihr eigenes Erscheinen auf dieser Welt hinaus, noch in eine Zukunft, die sie voraussichtlich nie erleben werden. Es scheint so plump – so einfach. Aber kann es eine Menschenseele zufrieden stellen? –

Es gibt Tage auf unseren Lagern und Treffen, da verblasst alles um uns. Wir kennen dann nur mehr uns und unsere Gemeinschaft, weil sie uns vollends fesselt und gefangen nimmt. Ich habe es in Namibia unter den einheimischen schwarzen Völkern, aber auch bei Farmern dort, wie Bauern hier erlebt, dass sie so eingefangen in ihren Alltag, in ihr Leben, in ihre Arbeit waren, dass sie gleichsam wie wir

auf unseren Lagern von Tag zu Tag lebten ohne doch Zeit zu fühlen, wie in einer geruhsamen Ewigkeit einer Pflanze gleich, die jeden Morgen damit beginnt sich der Sonne zuzuwenden. Sie kennen kein woher und wohin, doch wer solche Menschen sieht, der versteht warum, und ehrfürchtig tritt er geruhsam zurück, um ihren Frieden nicht aufzuschrecken. Der westliche Mensch ist kein solcher. Ihm sehen wir seinen Unfrieden an. Ihm sehen wir sein Unglück an, selbst wenn es zuweilen so scheint, als sei er glücklich. Sein Glück, seine Zufriedenheit sind es, die ich nicht glauben kann, weil sie ihm und seiner Welt nicht entsprechen. Er lebt zwischen den Erzeugnissen menschlichen Größenwahns und menschlicher Schaffensfreude wie der Jäger und Sammler der Steinzeit. Er streicht hier etwas auf und dort und streicht geruhsam durch die Shopping Malls der Großstädte oder die Internet Stores der Online – Märkte und schläft wohl einmal hier oder dort in einer schönen Höhle mit einem Fernseher und Internetanschluss. Er genießt das Leben. Er versucht es jedenfalls. Er weiß selbst nicht so genau, ob er glücklich ist. Es könnte schlimmer sein, sagt er vielleicht. Er weiß weder wohin er geht, noch woher er kommt. Es scheint zuweilen alles so sinnlos. Für wen macht er, was er macht? – Für die Eltern vielleicht, für

die Freundin oder wohl auch einmal für sich selbst. Ein solches Leben kann keine Menschenseele zufrieden stellen. Es ist nicht langweilig. Doch wozu? Es ist kraftlos. Es ist ohne Höhen und Tiefen. Es ist ohne Kampf. Es ist ohne Ringen. Es ist für nichts und wieder nichts. Es ist für eine Gegenwart, die der Mühe nicht wert erscheint – also keine Mühe? – Der westliche Mensch hat sich verloren. War es im Zweiten Weltkrieg? – Ich weiß es nicht. Ich kann es nur feststellen. Ich bin zu jung, um sagen zu können, wann es war. Ich weiß, dass es so ist. Ich weiß es, weil ich weiß, dass alles anders sein könnte; besser größer, schöner, sinnvoller, kraftvoller, begeisterter, zukunftsreicher, hoffnungsfroher. Und das weiß ich, weil ich es erlebt habe. Es schlummert in uns und wartet nur darauf entdeckt zu werden.

In jedem Menschen schlummert ein Universum. Es ist das Bewusstsein einmalig zu sein. Es ist das Bewusstsein Träger dieses Bewusstseins nur für eine sehr kurze Dauer zu sein. Daraus erwächst eine Achtung vor dem eigenen Dasein, die zu sinnvollem Leben verpflichtet. Alle Rechtfertigung entnimmt dieses Leben seinem Bewusstsein. Alle seine Kraft entnimmt dieses Leben seinem Bewusstsein. Kraft und Bewusstsein sind eines. Dieses Bewusstsein ringt um Selbsterkenntnis und da es auf dem Weg ins Innere wohl

die Kraft, nicht aber alle Antworten zu finden vermag, richtet es seine Aufmerksamkeit nach außen in die Welt. Es stürmt nach allen Richtungen wie das All, in das es geboren ward. Das ist für mich der Westen – der wahre Westen. Dort kann kein Ruhsamer glücklich werden, kein Müßiger. Dort kann kein fauler Friede bestehen. Dort gibt es nur Kraft, Bewusstsein und ein Vorwärtsdrängen, das alle Ketten und Fesseln sprengt, oder eben den Untergang. Dort gibt es kein Versteckspiel mit der Verantwortung, denn jeder fühlt sich so stark von ihr durchdrungen, dass er meinte das ganze All schultern zu können. Verantwortung ist die Verpflichtung gegenüber dem Leben. Jeder scheint unter der Kraft dieses Lebens zerbersten zu wollen, denn jeder kennt nur sich. Jeder steht allein vor der Unendlichkeit und jeder meint ihr allein gerecht werden zu müssen.

Doch jeder kann auch über sich hinausdenken. Jeder weiß um den Tod und begreift ihn als Antrieb. Bis dahin darf jeder alles geben. Danach aber tragen die Kinder weiter, was wir getragen haben und deren Kinder und deren Kinder. Jeder denkt den Menschen als Spezies. Jeder denkt in Generationen; denn jeder weiß, dass die ungelösten Fragen des Menschentums auf Erden nicht von einem beantwortet werden können. Vielleicht von keinem. Vielleicht nie.

Doch der Stolz allein zu bestehen in den toten Unendlichkeiten, die sich unser All nennen; allein zu sein zwischen den lebensfeindlichen und toten Gewalten, die für uns un- erreichbar fern doch nur Sandkörner sind in der riesigen Wüste, die sich Welt nennt; allein fassen zu können, dass alles, was wir alles nennen nur ein Nichts ist vor dem, was dahinter lauert – und dennoch nicht in Angst zu verzagen, dennoch weiter zu leben – wie als Einzelne, so als Spezies scheinbar hoffnungslos verloren im Nichts, das unerstürmbar, uneinnehmbar zuweilen bis in das Herz der Menschen vordringt – das ist die Größe dieses Menschentums, das im Sturm nicht aus Hoffnungslosigkeit erlahmt. Das ist für mich der Westen. Das ist sein Vertrauen in den einzelnen Menschen. Das ist seine Größe, dass er sich selbst vertrauen will und sich doch bis jetzt nur selbst enttäuscht hat.

Immer wieder holt uns die Realität zurück, wenn wir singen oder in Gesprächen unsere letzten Erlebnisse in Deutschland noch einmal an uns vorüberziehen lassen. Es ist zu seltsam, um wahr zu sein. Irgendwer knallt eine Tür, irgendwo schreit jemand einem anderen etwas Unverständliches auf Russisch zu. Wir sind in einem Gefängnis. Uns ist klar geworden, dass wir wohl das erste Mal in unserem Leben anderen Menschen komplett ausgeliefert sind. Wir

sind nicht frei. Wir können nichts machen, als verzweifelte Briefe an die deutsche Botschaft senden und auf Hilfe warten. Wir können uns nicht wehren. Wir können nicht einfach gehen. Wir können dem Ganzen kein Ende bereiten, wenn uns danach ist, weil es nicht von uns abhängt. Irgendwo in irgendeiner Kammer des Gerichtes oder der Polizeibehörde liegt unsere Akte und egal, was damit geschieht – wir sind ausgeliefert – preisgegeben. Wenn irgendjemandem einfallen sollte, uns doch 2 Jahre hier zu halten, was sollten wir tun? – Es ist schrecklich das eigene Geschick nicht in den eigenen Händen zu halten. Es ist eine gute Erfahrung – aber es ist schrecklich. Zudem fließt die Zeit dahin und wir sind zum Warten verdammt. Wir warten von einem Tag auf den anderen. Jeder geht seiner Beschäftigung nach – doch insgeheim warten wir alle auf den Augenblick, in dem sich unsere Tür öffnet und unser Ermittler Sergei oder ein Botschafter erscheint oder uns eben die liebevollen Gefängniswärter dazu auffordern unser weniges Zeug zusammenzupacken, um die Reise fortsetzen zu können. Weil wir keine Ahnung haben, ob überhaupt etwas passiert, sind wir sehr hoffnungsfroh. Keiner von uns kann sich vorstellen hier bis Ende September oder sogar Mitte Oktober zu bleiben, aber vor 2 Wochen hatten

wir uns auch noch nicht vorstellen können, einmal in einem Gefängnis zu landen. Zu Anfang war alles noch recht spannend – das Essen, die Wächter, das Gebäude, unsere Gruppe, die gesamte Situation. Wir hatten befürchtet, es könnte hart werden, doch harte Erfahrungen sind gute Erfahrungen. Mittlerweile sieht das anders aus. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Er passt sich sehr schnell an. So traurig es klingen mag – die anfängliche Spannung ist dem Alltag gewichen. Ein Alltag im Gefängnis? – Wir müssen lachen und weinen, kommen aber nicht umhin festzustellen, dass es genau so ist. Dennoch wirkt es insgesamt wie ein Fahrtenerlebnis. Wir sind in unserer Gruppe – sind seltsamen Zuständen ausgesetzt – müssen mit 2 dünnen Büchern, ein wenig Papier, einigen wenigen Stiften und viel Geduld und guter Laune unsere Tage bestreiten – wir wissen nie, was als nächstes kommt.

Wir haben uns mittlerweile so weit in unsere Rollen als Gefängnisinsassen hineingelebt, dass wir nicht mehr wissen wie unsere Situation auf Außenstehende wirken muss. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als die Umstände so zu akzeptieren, wie sie auf uns einprasselten und wir sind jung genug, um nicht zu verzweifeln und mit der Leichtfertigkeit der Unschuldigen alles in Würde zu tragen.

Natürlich machen auch wir uns Sorgen. Wir wissen nicht wer worüber in Deutschland informiert ist. Unsere Sorgen sind nicht klein. Dieser unvorhergesehene Aufenthalt hier könnte unsere näher geplante Zukunft zerstören. Ich weiß nicht wie andere solche Zustände tragen, aber andere laufen eben auch nicht querfeldein durch Wald, Sumpf und Dickicht. Wir kennen keine Verzweiflung, weil wir uns gegenseitig haben. Wir kennen keine Schuldgefühle, weil wir uns keiner Schuld bewusst sind. Wir fühlen nicht einmal Zorn oder Hass gegenüber dem Staat und der Gesellschaft, weil wir ohnehin mit beiden nichts anfangen können. Wir kennen nur Mitleid. Wir bemitleiden jene Gefängniswärter, für ihre langweilige, eintönige Arbeit, jene Köche für das Essen, was sie wohl nicht anders kochen dürfen oder können, jene Anwälte und Richter, die uns solches antun, ohne etwas zu fühlen. Sie sind die Leid tragenden, denn sie wissen nicht, was Leben heißt. Wir wissen es, und auch wenn es uns gerade verwehrt wird, so kehren wir doch wieder zurück. Sie bleiben hier.

Schwarze Ewigkeiten

Schwarze Ewigkeiten türmen,
Nichts auf Nichts zur Ferne Sieg
Unsere Gedanken stürmen,
hoch wie unsre Seele fliegt
Flammenschwadern flackern rot
das Feuer bricht die Finsternis
Der Feuerkuppelschein erfasst
der Jugend Spiel am Tor des Nichts.

Der Zauber einer fremden Welt,
so greifbar nah und doch so fern,
Entfernt der Wirklichkeit erstrahlt
vom Himmel ein gefallner Stern
Gleißend in den hellen Augen

lebt des Lichtes Widerschein
Glänzt im Spiegel reiner Seelen
die Verheißung: Jung zu sein!

Jahre kamen, Jahre gingen,
Wahrheit ward, was Hoffnung war,
Alles Leben zu erringen
trägt dies Herz sich zum Altar
Auf den Schwingen hoher Flammen
seines Zieles ungewiss
Stürmt es auf des Raumes Spuren
in das Nichts der Finsternis.

Blicke fliehen nicht die Schwärze,
die das Augenlicht nicht kennt,

Blicke bleiben in den Herzen,
wo der Augen Feuer brennt,
Eines Freundes Blicke weisen
Wege zu sich selbst zurück
In den Blitzen junger Herzen
lebet einer Freundschaft Glück.

Wir stecken nun in einem Gefängnisabenteuer wie es sich jeder Autor von Kriminalgeschichten wohl nicht schöner erträumen könnte. In der Nacht erwachen unsere Heizungsrohre zum Leben. Sie führen an der Außenwand entlang von Zelle zu Zelle – wie weit wissen wir nicht. Irgendwann beginnt es zu klopfen – mit dem Aluminiumlöffel vermutlich. Zweimal. Dreimal. Sogleich spannt sich hinter unserer Fenstervergitterung eine lange Schnur von rechts nach links. Wir wissen nicht wohin sie führt. Doch wenn eine Seite klopft, beginnt es meistens an der jeweils anderen zu ziehen. Dies funktioniert allerdings nur, wenn das Zeichen wirklich vom Mitwisser kam. Wir unvorsichtig genug solchem Spiel einigen Spaß abzugewinnen, klopften

auch ein wenig. Dann zog eine Seite ohne auf Reaktion zu stoßen. Manches Mal schallten dann Stimmen über den Innenhof. Wenn wir uns aber zum Schlafen legten oder nur mehr als Zuschauer beiwohnten und die Kommunikation über die Heizungsrohre ohne Störungen funktionierte, dann glitt die Schnur an unserem Fenster vorüber und irgendwo hing ein Bündel daran. Was sich dort in der Nacht Gefängnisinsassen hin und her schickten? – Wir konnten nur mutmaßen, zumal es uns unmöglich schien angesichts der Dreifachvergitterung der Fenster, dass dies ohne das Mitwissen einiger Wächter vonstattenging. Oder wir hatten eben besonders kluge Nachbarn, die es irgendwie vermochten mindestens das erste Gitter loszuschrauben, um der äußeren Hauswand näher zu kommen. Kurz überlegten wir unsere Entdeckung an die höheren Offiziere, die uns ab und zu besuchten, weiterzuleiten, aber das schien uns am Ende doch zu gefährlich. Wir wollten uns nicht in Angelegenheiten einmischen, die uns nichts angingen.

Über unsere eigene Situation wissen wir auch nur sehr wenig. Zahlen und Gerüchte spuken. Wir hoffen mittlerweile spätestens nach den 2 Monaten hier hinaus zu kommen. Manche sprechen von 6. Es ist grauenhaft und in mir wächst der Zorn über die Ungerechtigkeit dieser Welt. Wer

kann bei klarem Verstand wollen, dass wir hinter Gittern sitzen? – Wir lernen Lieder, schreiben Gedichte, lernen den Faust – wir versuchen im Rahmen unserer Möglichkeiten produktiv zu bleiben. Aber wie kann eine Welt Menschen wie uns, die leben wollen und wissen, was es heißt zu schaffen und zu arbeiten in ein Gefängnis sperren – tritt hier nicht jene Unmenschlichkeit zu Tage, die ich vorher in vielen Worten versucht habe zu erklären? Wir sind die Jugend. Wir sind diejenigen, die diese Welt vorantreiben wollen, aber diese Welt zieht uns die Handbremse an. Ich verstehe es nicht und je öfter ich darüber nachdenke, desto weniger verstehe ich es. Warum sind die Menschen so dumm? – Warum strafen sie immer die Falschen? – Es gibt Menschen, die laufen auf freiem Fuße herum, obwohl sie den Staat und die Gesellschaft um Millionen betrogen haben. Es laufen, ob wissend oder nicht tausende Verbrecher allein in Deutschland frei herum. Warum aber müssen wir im Gefängnis sitzen? – Womit haben wir das verdient? – Es bäumt sich alles in mir auf gegen so viel Dummheit. Es bäumt sich alles in mir auf gegen so viel Ungerechtigkeit. Was haben wir der Welt getan? – Und immer wieder dieselben Antworten. Nichts – wir haben niemandem etwas getan. Und doch will uns jemand dafür strafen. Doch wo-

für? – Wer will so etwas? – Und wenn ja, warum? Wenn es aber keiner will, wieso geschieht es dann? Weil es das Gesetz will, heißt es vermutlich. Dann muss ich lachen. Wieso gibt es solche Gesetze? – Wer lässt solches zu? – Am Ende war es niemand. Niemand hat uns weggesperrt. Niemand trägt die Verantwortung dafür – nicht einmal der Richter. Er handelt schließlich nach dem Gesetz. Das Gesetz aber kennt keiner. Wo kommt es her? – Niemand weiß es. Warum will es, dass wir im Gefängnis sitzen? – Niemand weiß es. Alle müssen sich an die Gesetze halten, sie sichern unser Leben in dieser Gesellschaft. – Ha! Wie schrecklich muss ich da lachen. So sichert sich also eine zur Menschlichkeit unfähige Gesellschaft vor der Unmenschlichkeit – sie verbannt sie wie ihre Mitspielerin aus ihrem Leben und erfreut sich ihrer Sicherheit – heißt diese sogar Gerechtigkeit, obwohl es die größte Lüge der Menschheit ist, Gesetze gerecht zu nennen. Ich habe nie daran geglaubt, doch nun fällt es mir wie ein Schleier vom Auge. Gesetze, die solches zulassen, sind ungerecht. Eben schrie ein Mann durch die Gänge (auf Russisch): Verstehst du! Verstehst du! Er schlug gegen die Tür. Ist das Gerechtigkeit so mit Menschen umzugehen? – Glaubt diese Gesellschaft solchermaßen sie zurückzugewinnen? – Wie könnte auch nur

einer! Mancher wird wohl genügsam einwenden, wir seien doch in Russland und anderswo sei das ganz anders – vor allem natürlich im Westen – doch das ist ein Trugschluss. Die Gesetze mögen im Westen zuweilen weniger auffällig sein, doch du spürst sie egal wo du bist erst, wenn du mit ihnen zusammengerätst. Im Westen ist es nichts Anderes. Dort geschieht Gleiches. Tag für Tag. Und die Gesellschaft schaut weg. Auch in Deutschland gibt es Gefängnisse. Hat sich dort schon einmal jemand gefragt, wozu sie nötig sind. Wohl auch keiner und es ist das gleiche Unrecht und die blöde Masse triumphiert – jene, die nicht sich selbst, sondern nur Gesetze kennen – jene Chinesen von morgen, die es bei uns schon immer gab. Sie sind die duldende Masse. Die gesetzestreue Masse. Sie waren es schon immer – im Kaiserreich, im Dritten Reich, in der DDR – heute – es gab sie schon immer. Sie sind des Staates liebste Kinder und darauf sind sie stolz. Sie akzeptieren jedes Verbrechen, jede Unmenschlichkeit, solange sie ihr nicht unbedingt beiwohnen müssen. Sie lassen sich alles erklären und nicken zustimmend. Sie schweigen, wenn der Kluge spricht. Der Kluge aber bauchpinselt sie, deswegen folgen sie ihm. Der Ehrliche schreckt sie auf und sorgt für Unfrieden, denn Wahrheiten waren seit eh und je ungemütlich.

Waren wir vor unserer Reise schon weit davon entfernt Staaten als notwendige Bestandteile menschlichen Lebens anzuerkennen, so wir nehmen wir nun immer mehr Abstand. Wir lernen den Amerikaner verstehen, der hinter jedem Wunsch nach staatlichen Eingriffen den Kommunismus, den totalen Staat heranschleichen sieht und das Recht auf Waffen für jedermann trotzig verteidigt. Er stellt damit jeden Tag aufs Neue das Gewaltmonopol des Staates infrage, denn dem Staat gegenüber steht ein Volk in Waffen. Jeder hat somit auch das Recht sich zu verteidigen nach eigenem Ermessen. Das Vertrauen, das ein solches Recht dem Menschen entgegenbringt, ist groß. Es fordert große Eigenverantwortung des Einzelnen, denn es gibt ihm die Möglichkeit zu töten. Es gibt ihm die Möglichkeit sich zu wehren – auch gegenüber dem Staat, jenem Konstrukt von dem man sagt, es verträte die Interessen der Allgemeinheit.

Doch wer gibt diesem Staat oder überhaupt irgendeinem Staat das Recht den Einzelnen einzuschränken im Namen einer Masse, die kein Gesicht trägt. Wer gibt überhaupt der Masse das Recht über den Einzelnen hinweg zu entscheiden? Wer gibt dieser Masse das Recht über Einzelne zu urteilen, Einzelne zu verurteilen. Ich habe noch nie gewählt. Mich hat noch nie jemand gefragt, ob ich dieses Spiel mit-

spielen will. Mich hat auch noch niemand gefragt, ob ich dieses Recht anerkenne, ob ich mich mit dem Grundgesetz identifizieren kann. Niemand hat mich irgendetwas gefragt und meine Eltern auch nicht. Trotzdem meint dieser Staat in unserem Namen sprechen zu dürfen, trotzdem meint dieser Staat von mir Unterordnung fordern zu dürfen und nennt mein Recht alle 4 Jahre ein Kreuz auf einem Zettel setzen zu dürfen den großen Fortschritt der Geschichte, ja sogar meine Selbstbestimmung. Dass ich nicht lache! Mit welchem Recht macht der Staat sich ein Land zu Eigen, auf das wir alle Anspruch erheben könnten? – Mit welchem Recht macht dieser Staat aus uns seine Untertanen? Wieso dürfen wir nicht eigene Staaten gründen, um unser Gemeinschaftsleben dort zu organisieren, wo es auch stattfindet? – Wieso verbietet uns diese Ach! so freie Welt? Wieso jagt uns die Polizei, wenn wir solches einfach täten, würden wir es doch nicht anders anfangen, als jene, die 1949 ihre Republiken ausriefen. Wir wären eben tolerant genug andere Staaten neben uns, ja unter uns als Selbstermächtigung des Einzelnen akzeptierend anzunehmen. In Gemeinschaften regelt sich von allein, wozu Staaten Gesetze brauchen. Welches Gespenst aber wagt es den Einzelnen so einzuschränken wie der Staat, von Geburt an

ohne wenn und aber bis zum Tod, als habe er selbst irgendwelche Ansprüche auf den Einzelnen? – Als seien wir ihm irgendetwas schuldig. Als seien wir diejenigen, die sich vor ihm verantworten müssten, dabei wäre es seine Pflicht sein Verhalten uns gegenüber zu verantworten, schließlich sind wir diejenigen, die zu vertreten er sich anschickt. Der Staat ist ein Mysterium. Er meint im Namen einer Gemeinschaft, eines Volkes zu sprechen. Doch wo ist diese Gemeinschaft? – Wo ist dieses deutsche Volk, wie es so schön in der Präambel des Grundgesetzes heißt? – Ich sehe weder eine Gemeinschaft, noch ein deutsches Volk, das Einzige, was ich von dieser „Gemeinschaft“ kenne, nennt sich Staat. In wessen Namen will er dann aber sprechen? – Es gäbe Millionen, aber er macht es sich ganz einfach, indem er für alle spricht – mich – dich – ihn – und dies tut er komplett eigenmächtig, ohne Rechtsgrundlage, ohne mich, dich und ihn. Er braucht uns gar nicht. Er weiß ohne uns, was wir wollen. Das ist eine Anmaßung. Das ist eine Frechheit. Aber er beruft sich natürlich auf die Geschichte. Das erspart ihm einige Entschuldigungen. Die Geschichte kann für alles herhalten und manches, was gestern schon getaugt hat, darf auch ungefragt heute noch taugen. Das Witzigste aber ist, dass dieser Staat es nicht einmal für nötig hält, sich

zu erklären, sich zu rechtfertigen, er meint selbst zur ewigen Natur zu gehören und ist doch vergänglich wie alles, was die Geschichte überholt hat.

Und dieser Staat wird in Deutschland gerade überholt. Das Unverständnis hat einen Siedepunkt erreicht. Ob dies nun daran lag, dass der Staat sich zu wenig erklärt hat oder tatsächlich Fehlentscheidungen traf, ist völlig ohne Belang – Fakt ist, dass das Maß an Fremdbestimmung in der Corona – Politik übergelaufen ist. Mehr und mehr Menschen wenden sich ab. Mehr und mehr Menschen brechen aus den engen Grenzen dieses Konstruktes aus. Indem der Staat meinte durch Gesetze und Verordnungen Zugriff auf den Körper und die Gesundheit des Einzelnen nehmen zu dürfen, ging er einen Schritt zu weit. Indem er meinte die Nichteinhaltung dieser Regeln durch Strafen verhindern zu dürfen, ging er einen Schritt zu weit. Die Einschränkungen des Corona – Lockdowns stellten eine völlig neue Stufe des staatlichen Eingriffs dar. Das Leben des Einzelnen wurde in einem bisher ungeahnten Ausmaß für das Leben der abstrakten Masse geopfert. Die persönliche Freiheit des Einzelnen musste wie immer einem abstrakten Grund weichen – wie es früher der Sozialismus, der Bolschewismus, der Klassenfeind war, so war es nun eben ein Virus, das alle

Aufmerksamkeit fesselte und jede Art von Bevormundung und Fremdbestimmung rechtfertigte. Dass die persönliche Freiheit und die Selbstbestimmung über den eigenen Körper Grenzen sind, die kein Staat übertreten darf, sollte per Definition das Merkmal einer freien Gesellschaft sein. Denn das eben unterscheidet sie, dass sie vor allen anderen Interessen, die vorgeschoben sein mögen oder nicht, die Freiheit bewahrt; denn sonst gäbe sie auf der einen Seite auf, wofür sie auf der anderen Seite kämpft. Für ein freies Leben kämpfen, lohnt sich. Aber für das Leben die Freiheit zu opfern ist ein Rückschritt und eines freien Menschen und einer freien Gesellschaft nicht würdig.

Aufgeklärte Zeitgenossen begreifen nicht, dass es keinen Grund für die Einschränkung des Einzelnen von Seiten des Staates geben darf, dass jeder Grund, der solches rechtfertigt in völliger Relativität zu der Bewertung desselben steht; dass deswegen weil der eine hier einen sieht und der andere dort stets ein Fundament bestehen muss. Die grundlegende Selbstbestimmung des Einzelnen. Mit der Diskussion um eine Impfpflicht wurde dort eine Glut angefacht, die seit längerer Zeit schon für die meisten zur Selbstverständlichkeit verkommen schien. Darf der Staat Menschen zum Impfen zwingen, bzw. jene, die sich nicht

impfen lassen wollen, dafür bestrafen, ihrer Möglichkeiten berauben und so eben am Ende doch zwingen? Die Frage nach der Bedeutung des Impfens ist eine wissenschaftliche Frage. Ein Staat, der im Namen der Wissenschaft zu handeln vorgibt, ist ein gefährlicher Staat, weil die Wissenschaft nur absolute Lösungen kennt, und doch irrt, wo sie schreitet. Der Staat handelt im Namen einer Wissenschaft, nicht der Wissenschaft. Wie weit darf er gehen im Namen seiner Wissenschaft?

Die gleiche Frage stellt sich je nachdem wie man es betrachtet in milderer oder verschärfter Form beim Umgang mit dem Klimawandel. Er bedroht nicht das Leben des einzelnen, oder eines Volkes, sondern die Existenz der ganzen Spezies – so heißt es zumindest aus dem Munde derer, die wohl meinen im Namen des Klimawandels ebenso hart durchgreifen zu müssen wie bei der Bekämpfung von Corona. Beides ist aus einer bestimmten Perspektive nachvollziehbar, doch darf der prognostizierte Tod von morgen den gesellschaftlichen Tod der Gegenwart rechtfertigen? – Eine Lockdown – Politik wie zur Bekämpfung der Corona Pandemie bedeutet den sozialen Tod für eine Gesellschaft, die vorher schon Auflösungserscheinungen zeigte und nun vollends in die digitale Sphäre verschwunden scheint. Zur

Eindämmung des Klimawandels schwebt seinen Predigern weniger eine solche Maßnahme vor, vielmehr sollen zahlreiche andere Verbote den weiteren CO₂ Ausstoß unterbinden. Dass der Mensch die Natur verändert, verdrängt, auf sie Einfluss nimmt, steht nicht zur Frage – ob allein der CO₂ Ausstoß für eine Erwärmung des Erdklimas verantwortlich gemacht werden kann, ist eine wissenschaftliche Frage, die entweder, die viele Antworten kennt oder keine. Grundsätzlich muss ein solches Problem innerhalb der Gesellschaft geklärt werden. Wenn es des Staates braucht, um die Gesellschaft zu retten, dann hat der Staat einiges an der Gesellschaft, die Gesellschaft einiges am Staat falsch gemacht. Eine Gesellschaft, die um zu überleben des Zwanges des Staates bedarf, kann keine freie Gesellschaft sein. Wenn also der Ruf nach staatlichen Maßnahmen laut durch die Straßen schallt, ist es ein Geständnis der eigenen Unfähigkeit, frei zu sein. Eine Gesellschaft ruft nach dem Knüttel und der Peitsche, wenn sie sich selbst nicht mehr zu beherrschen weiß, weil sie meint der eigenen Freiheit nicht Herr zu werden. Eine Gesellschaft kann natürlich stets nach der Peitsche rufen – sie hat es oft genug getan; dass sie damit aber ihre eigene Unfreiheit eingesteht, muss ihr bewusst sein und sie darf sich auch nicht scheuen das

auch genau so zu bezeichnen. Sie darf sich nicht wegducken, wenn Andere, die mehr Vertrauen besitzen, ihre Unfreiheit beim Namen nennen. Natürlich kann sich der Staat erbarmen und sich der Gesellschaft annehmen. Er kann erzwingen, was er braucht, um den Zahlen der Wissenschaftler gerecht zu werden. Er kann China spielen und vielleicht wird er dabei auch einiges Zufriedenstellendes erreichen. Er wird vielleicht sogar einiges Gutes für die Umwelt tun und vielleicht wird er sogar beginnen die großen Konzerne zur Rechenschaft zu ziehen und der Globalisierung und ihrem Verkehr durch Regionalität entgegenzutreten. Dieser Staat wird viel Gutes und viel Schlechtes tun und wie jeder Staat seine Opfer fordert, wird auch dieser Staat sie sich nehmen. Die Zahlen der Wissenschaftler werden sich über diese Zeit verändern – die restliche Welt auch. Überall werden mit selber Argumentation starke Staaten aus dem Boden schießen und China selbst wird diesen Staaten in der Bewältigung seiner eigenen Umweltprobleme vorbildlich nacheilen und Erstaunen und Verwunderung über seine Disziplin und seine Ordnung auslösen.

Was ist Freiheit gegen das Leben? Was ist die Freiheit des Einzelnen gegenüber der Zentralorganisation eines Staates? – Was ist überhaupt die Dickköpfigkeit eines Einzel-

nen, der meint sich gegenüber der Gemeinschaft im Recht zu befinden? – Eine Gesellschaft, die nach dem Staat schreit, ist keine freie Gesellschaft. Ein Staat, der das Volk zwingt, ist kein freier Staat, weil er nur Unmündigkeit hervorruft und ein Staat, der meint in Berufung auf die Wissenschaft die Selbstbestimmung des Einzelnen über den eigenen Körper über eine Impfpflicht zu brechen, ist unmenschlich. Impfverweigerer misstrauen nicht dem guten Willen der Ärzte, vielmehr den Zauberkünsten der Menschen, die alles gerne so behandeln, als würden sie es verstehen, ohne doch auch nur ein Bewusstsein für die Grenzen der eigenen Erkenntnis entwickelt zu haben. Vielleicht ist es ein Übel der Moderne, dass der Mensch seinem eigenen Schaffen ein wenig zu misstrauen beginnt und ein starkes Gott – und Naturvertrauen das Vertrauen in Menschenwerk untergräbt; vielleicht doch, weil wir jeden Tag erleben wie der Mensch mit der Natur umgeht, ist es uns schwierig zu glauben, er wüsste im Kleinen, was er tut, wenn er es im Großen doch noch nicht einmal weiß. Ich verstehe jeden Menschen, der im Vertrauen auf die natürliche Gesundheit seines Körpers das Impfen ablehnt. Es ist ein starkes Vertrauen, das keiner Angst weicht. Es ist ein gesundes Vertrauen und kein Staat darf sich anmaßen jenes Vertrauen zu

schänden, indem er straft, wo er respektieren sollte.

Wieder ist ein Tag in das Land gegangen. Heute Morgen sah ich die Sonne kurz. Alle Sorgen sind einer Ruhe gewichen, die die dem eigenen Schicksal bejahend entgegenblickt. Es hilft nichts. Es muss weitergehen. Meinen Eltern wird es leidtun. Das ist das Schlimmste. Ich will kein Mitleid. Ich möchte, dass sie verstehen, dass wir andere Wege gehen, weil uns andere Ziele vor Augen schweben. Wir wollen nicht dort weitermachen, wo sie aufhörten, wir wollen neu anfangen, ob hier oder woanders. Ich muss schmunzeln, während ich schreibe, denn mit „hier“ meine ich selbstverständlich nicht das russische Gefängnis, sondern Deutschland. An unser Fenster fliegen manchmal Tauben und kleinere Singvögel, deren Namen wir nicht kennen, deswegen nennen wir sie einfach Spatzen. Wir füttern sie mit dem Brot, was wir alltäglich zusätzlich zum Essen durch die Klappe geschoben bekommen. Heute ist der Himmel bewölkt. In der Nacht war es schon kühler. Der Herbst scheint sich ankündigen zu wollen. Vorhin saßen mehrere Spatzen und Tauben auf den Eisenstreben unserer Gitter, denn es regnete. Es ist schon ein wenig trostlos hier, sagte einer von uns und wir alle mussten lachen – wir saßen schließlich in einem Gefängnis.

Vielleicht braucht es diese Abgeschiedenheit hier, um uns zu zeigen, was wir wirklich unser Eigen nennen können, weil wir es im Herzen tragen? Vielleicht ist es gut auf wirklich alles verzichten zu müssen, um noch höher zu achten, was bleibt? Es ist eine andere Art der Prüfung. Wir kämpfen nicht gegen Wind und Wetter, schmerzende Beine und Rücken, sondern allein gegen das Nichts an. Wir haben keinen Gegner, an dem wir uns aufrichten können, wir haben nur uns selbst. Wir sind zum Ringen mit uns selbst verdammt. Keine Zeit der totalen Erschöpfung erlöst uns aus diesem Kampf. Wir haben genug zum Essen, keinerlei Platz um vernünftig Sport treiben zu können, und genug Schlaf. Uns bleibt nichts Anderes übrig, als die Gedanken fliegen zu lassen. Wir sind auf Glatteis gelegt. Wir kommen weder vor noch zurück. Und jeder Tag beginnt und endet wie der vorige. Befinden wir uns in einer Zeitschleife? Unser Schicksal liegt in den Händen des russischen Staates.

So haben wir Zeit genug, um über das Schicksal des Menschen nachzusinnen. – Was wird er noch leisten? – Woran wird er am Ende zu Grunde gehen? – Wie ist es um seine Wahrnehmung der Welt bestellt? Der Mensch ist ein verdammt wissbegieriges Wesen. Er wird vor seinem Wis-

sensdrang noch vergessen für sein Überleben zu sorgen.

Der Mensch ist sich seiner bewusst, wenn er sich als ein Ich erkennt, das unabhängig vom Rest der Welt ist. Diese Dipolarität zwischen Ich und Welt ist der freie Stolz der Klassik, der Schmerz der Romantik. Der Mensch kann die Welt ohne sich nicht denken, vielmehr muss er feststellen, dass die Welt, die er sieht, ein Bild ist, das allein in seinem Kopf entsteht. Er kann aber auch sich nicht ohne die Welt denken, denn sonst gäbe es kein Ich, nur eine Welt, die eben als Ich bestünde. Die Besonderheit des Ichs ist der Kontrast zur Welt – die Herausstellung. So aber ist der Mensch hin und her gerissen. Er sieht die Welt und kann sie ordnen, sie verstehen lernen, und wenn er ihre Kräfte kontrolliert ist ihm das Beweis seiner Fähigkeit alles zu ergründen. Nur er selbst, sein Ich, bleibt ihm ein Rätsel. Er weiß nicht, wo er sich packen soll, wie er sich von außen denken soll, ist doch dies Denken selbst immer Teil des Ichs. Er kann nicht denken ohne das Ich und versucht er das Ich zu denken, dreht er sich im Kreis. Er kann sich nicht vollumfänglich denken, weil jener Blick, den er auf das Ich wirft, selbst Teil des Ichs ist. Er sieht mit dem Ich das Ich, doch indem er es erahnt, weiß er schon, dass es nur ein Teil sein kann, weil der Rest das Erahnen selber ist. Wie er nun aber die Welt als Bild

in seinem Kopf wahrnimmt und also nicht in totaler Unabhängigkeit von seinem Ich zu denken vermag, ist auch seine Erkenntnis der Welt von jenem Makel der Eigenerkenntnis stets betroffen. Allem Gedachten haftet das Wesen des Ichs an, weil das Denken selbst Teil des Ichs ist. Somit steht alles Gedachte in Abhängigkeit vom Ich. Da nun aber das Ich selbst unerkant bleiben muss, bleibt es das Gedachte zu dem Teil auch, mit dem es vom Ich abhängt. Das ist die Freiheit, die alles durchwebt, weil sie uns durchwebt. Sie ist das, was wir niemals erfassen können, wenn wir wir bleiben – aber selbst wenn wir es schafften unser Ich zu überwinden, so könnten wir es dann auch nicht mehr erkennen, weil es dann nicht mehr ist.

Alle Kausalität der Welt ist nicht durch sie, sondern durch uns. Die Welt selbst kennt keine Kausalität, nur unser Denken kennt sie. Die Welt ist nicht kausal geordnet, unser Denken ordnet sie solchermaßen. Es gibt in der Welt keine Zeit, keinen Raum, keine Energie, dies alles sind Kategorien unseres Denkens, die uns dabei helfen, sie zu verstehen. Auf einer solchen Denkweise gründet alle Wissenschaftskritik. Sie trifft vor allem jene Wissenschaft, die ein Verständnis der Funktionsweise des Menschen zu haben beansprucht – aber auch jene, die in Zukunft einen

solchen Anspruch erheben werden – die Informatik, die Genetik und all deren menschliche Spezifizierungen. Sie alle meinen einmal schon mehr, einmal noch weniger den Menschen soweit verstanden zu haben, dass sie ihm und seinem Körper zumindest helfen können. Sie arbeiten wie alle anderen Wissenschaften. Sie beobachten, versuchen zu verstehen und allgemeine Prinzipien herzuleiten, jene in irgendeiner Form experimentell zu beweisen und die Entdeckung zu irgendeinem Zwecke dem Menschen nutzbar zu machen. Eine solche Art der Erkenntnisgewinnung stößt in der Welt eigentlich auf keine Probleme. Und doch gibt es ein großes Problem. Das ist der menschliche Körper. Selbst Teil der Welt bildet er das Fundament des Ichs. Das Ich kann sich wohl ohne Dach über dem Kopf, nicht aber ohne Körper in der Welt denken. Das Ich ist an die Welt über den Körper gebunden. Da es aber erst im Kontrast zur Welt zum Ich wird, steht es in totaler Abhängigkeit zu seinem Körper. Ein Ich ohne Körper kann sich nicht denken, weil es sich in der Welt ohne Körper nicht denken kann, der Widerpol zur Welt es aber erst zum Ich macht. Steht aber das Ich in totaler Abhängigkeit zum Körper, so sind Körper und Ich nur soweit zu trennen, wie sie die Dipolarität von Welt und Ich darstellen; wie sie aber ohne ei-

nander innerhalb der Welt überhaupt nicht zu denken sind, fließen sie zu einem untrennbaren Ganzen zusammen. Wie das Ich aber sich selbst nicht zu erkennen vermag, weil das Erkennen stets Teil seiner selbst ist, so kann es auch seinen Körper und seine Funktionen nur soweit erkennen wie sie Teil der Welt, aber nicht Teil des Erkennens selber sind. Somit ist jeder Anspruch der Wissenschaft den Menschen und seinen Körper vollumfänglich verstehen zu können nichtig. Alle Medizin, alle Genetik, alle Bewusstseinsforschung, sind Stückwerk, weil sie allein jenen Teil des Körpers einzuschätzen wissen, der Teil der Welt ist. Sie sind zur Unvollständigkeit, zur Unvollkommenheit, zum Risiko verdammt. Behaupten sie mehr zu sein, ist dies eine Anmaßung – eine dreiste Lüge oder ein Zeichen von fehlendem Selbstbewusstsein. Es ist auf jeden Fall grundweg falsch.

Jeder vernünftige Mensch muss also das Misstrauen verstehen mit dem kritische Menschen auf körperliche Eingriffe reagieren – vor allem wenn sie keiner eindeutigen, überzeugenden Notwendigkeit entspringen. Dies sei noch einmal bezüglich eines Impfzwanges gesagt. Ist es fraglich genug überhaupt von Seiten der Medizin solche Eingriffe auf der Grundlage ihres unzureichenden Wissens verantworten zu dürfen, so ist es doch in jedem Fall ein Verbrechen an

der Menschlichkeit, Menschen, die aus erkenntnistheoretischen Gründen solches ablehnen, dazu zu zwingen zu wollen. Es ist eine Schändung ihres Bewusstseins, das sich zu erhalten sucht und aus Eigenerkenntnis vor dem unvollkommenen Eingriff zurückschreckt. Es mag vordergründig dem Teil des Körpers, der der Welt angehört, helfen – über seiner Wirkung auf jenen Teil des Körpers, der dem Ich zugerechnet werden muss, schwebt eine große, graue Wolke der Ungewissheit. Es ist nichts Anderes als Vorsicht. Jeder Eingriff ist ein Risiko, weil er nur das berücksichtigt, was er kennt, jenes aber ignorant und geflissentlich außer Acht lässt, was er nicht kennt. Natürlich ist es eine Frage der persönlichen Abwägung, wann das Risiko des körperlichen und damit gesamten Todes das Risiko einer Verletzung des Ichs übersteigt. Weil es aber eine Frage ist, die wegen ihrer Ungewissheit auf Seiten des Ichs das Bewusstsein jedes Einzelnen unmittelbar betrifft, kann sie auch nur vom Ich beantwortet werden. Niemand darf sich anmaßen das Ich eines Menschen zu brechen – sei es wegen des körperlichen Eingriffs selbst, oder nur wegen des Zwanges, unter dem er durchgeführt wird – ob das Ich auf diese oder jene Art und Weise Schaden nimmt – es ist und bleibt ein Verbrechen vom Menschen ein Abschwören von seinem Bewusstsein

zu fordern. Der Körper und das Ich eines Menschen sind eins. Wer das Eine zwingt, zwingt auch das Andere.

Auch auf die Entwicklung von künstlicher Intelligenz wirft dieses Verhältnis vom Bewusstsein zu sich selbst ein neues Licht. Der Mensch mag künstliche Intelligenzen entwickeln können – vielleicht irgendwann einmal sogar so menschenähnlich, dass der Unterschied zwischen wirklichem und nachgeahmtem Menschen verblasst. Sein Bewusstsein wird aber, solange es über die Künstlichkeit jenes Konstruktes Bescheid weiß, niemals die Gleichartigkeit jenes Wesens anerkennen können. Es geht nicht, denn alles, was dieses Wesen ist, entspricht dem Körper des Menschen in der Welt. Jenes Ich, was gleichsam Bestandteil des Körpers ist, aber vom Menschen nicht erkannt werden kann, weil es Teil des Erkennens selber ist, fehlt diesem Wesen zwangsläufig – muss ihm fehlen, weil der Mensch nicht schaffen kann, was er selber nicht versteht. Er kann nur nachahmen. Und wenn er es doch baute, könnte er niemals wissen, dass er es gebaut hätte. Es ist eine spannende Frage, wie weit der Mensch mit der Konsequenz seines Bewusstseins bereit sein wird zu gehen. Vielleicht ist es eine Existenzfrage, denn falls im wahrsten Sinne und idealsten Falle eine wirkliche künstliche Intelligenz entwickelt werden würde,

so hieße dies, sie wäre zur Eigendynamik fähig – lernfähig – sie würde in kürzester Zeit unkontrollierbar werden, gäbe es keine Vorkehrungen, die solches verhinderten. Ein bewusster Mensch muss wissen, dass er sich nicht nachbauen kann – nur etwas Anderes. Dass aber ein solches Anderes zur Gefahr wird, wenn er sich der Andersartigkeit nicht von Anfang an bewusst ist, ist eine Frage der Zeit und des Entwicklungsstandes. Heute scheint dies alles noch weit entfernt; wie Zukunftsfantasien – doch wer vor 20 Jahren den Aufstieg des Internets und die ersten Handys erlebte, wird Zeuge einer Entwicklung sein, die an Geschwindigkeit nicht nachgelassen hat. Es heißt die Rechenleistung dieser Zivilisation wachse exponentiell. Wir hätten die Hälfte des Schachbrettes erreicht und die Anzahl der Reiskörner pro Feld verdopple sich weiter. Ist zu ermessen, wohin das führt?

Rechenleistung heißt die Verarbeitung von Informationen. Informationen sind alle Erkenntnisse, die der Mensch über seine Welt besitzt. Sie ordnet er in seinem Gehirn. Doch wie das Gehirn nur begrenzt Informationen aufzunehmen vermag, so kann es sie auch nur sehr begrenzt verarbeiten. Der Mensch weiß wenig und versteht noch viel weniger von der Welt, die ihn umgibt. Es hat trotzdem bisher für

sein Überleben und die Verdrängung aller ihn gefährdenden Tierarten gereicht und ihm ein in den meisten Fällen sicheres und friedliches Leben ermöglicht. Gehen wir davon aus, dass die Höherentwicklung des Lebens an den Aufstieg der Rechenleistung gekoppelt ist, so finden wir den Menschen an der Spitze der uns bekannten Lebensformen. Wer die Welt durch die Aufnahme und Verarbeitung von Informationen am Schnellsten einzuschätzen vermag, ist am Schnellsten zur Reaktion fähig. Er ist der Lebensfähigste, weil er am ehesten versteht, was ihn umgibt. Der Mensch nun immer darauf bedacht sowohl an Informationen, als auch an Rechenleistung dazuzugewinnen, einerseits um sein Überleben zu sichern, andererseits aus reiner Neugier, hat es geschafft in externen Systemen seine Rechenleistung um Dimensionen zu übertreffen. Er hat solchermassen eine Macht gewonnen, die in keinem Verhältnis zur Kapazität seines Gehirns steht. Er hat sich über sich selbst erhoben und die natürlichen Fesseln seines Körpers gesprengt. Doch mit welchem Ziel? –

Er weiß es selbst wohl auch noch nicht so genau. Dass er es aber nicht genau weiß und dennoch tut, ist Zeugnis einer Notwendigkeit, eines dunklen Dranges. Der Mensch sucht die Welt mit allen Mitteln zu erfassen. Jede Information

ist ihm ein Bruchstück mehr, um dem großen Ganzen auf die Schliche zu kommen. Was ist das Große und Ganze? – Alle Welt ist nur durch das Ich und alles Ich nur durch die Welt. Das Ich weiß um sich, aber es vermag sich nicht zu verstehen – das Ich weiß um die Welt und es vermag sie soweit zu verstehen wie sie nicht selber Teil des Ichs ist. Das Ich sieht die Welt als einzigen Ort, wo es sich finden kann. Die Welt ist die Mission des Ichs, denn alles was das Ich über die Welt erfährt, erfährt es auch über sich. Jedes Rätsel, das das Ich in der Welt löst, löst es auch für sich und indem das Ich die Welt entschlüsselt, entschlüsselt es sich selbst. Fällt nämlich der Schleier, den die Welt über das Ich legt, erkannt in sich zusammen, so offenbart sich das Ich – dem aber jagt der Mensch nach und er muss ihm in der Welt nachjagen, weil nur sie überhaupt die Hoffnung auf Selbsterkenntnis in der Sicht auf die Grenzen aufrecht erhält. Der Mensch jagt in die Weite des Weltraumes, in die Tiefe der Materie. Alle Rechenleistung ist ihm Werkzeug der Weltverarbeitung. Dieser Weltverarbeitung würde auch die Entwicklung einer künstlichen Intelligenz dienen. Sie wäre in Perfektion die größte und gefährlichste Schöpfung des Menschen, weil sie aufgrund ihrer eigenständigen Entwicklung und Verbesserung, ihrer Überlegenheit über

den Menschen wegen schnellerer Datenverarbeitung und schnelleren Datenflusses, unkontrollierbar sein müsste. Ihr einziger Makel? – Sie kennt keinen Willen, kein Bewusstsein? – Oder doch? – Würde dies aber überhaupt einen Unterschied machen, wenn sie erst unabhängig wäre? – Heißt, irgendetwas täte, was der Mensch nicht mehr stoppen könnte? – Wohl nicht, denn in jedem Fall würde der Mensch wohl kaum noch nachzuvollziehen wissen, was geschieht. Dies ist aber ohnehin Voraussetzung, sonst wüsste er es noch aufzuhalten wissen.

Bewusstsein zu erkennen fällt dem Menschen in der Welt schwer. Es muss ein ihm Gleiches sein, damit er es überhaupt als solches versteht. Er muss es als ein fremdes Ich in der Welt wahrnehmen. Allein mit dem Auge ist dies nicht möglich, denn die Welt an sich kennt kein Bewusstsein. Nur insoweit das Ich ein anderes Ich zu empfinden beginnt, spricht der Mensch von Bewusstsein. Die scheinbare Beziehung von Ich zu Ich ist ihm Beweis. Sowohl bezüglich künstlicher Intelligenzen als auch anderer Lebensformen ist eine solche Herangehensweise sehr spannend. Künstliche Intelligenzen könnten bis zur scheinbaren Übereinstimmung ein menschliches Ich zu imitieren versuchen. Allein die Tatsache, dass der Mensch um die Künstlichkeit

jener Erscheinung wüsste, würde ihn davon abhalten ihr ein Bewusstsein zuzusprechen. Bei anderen Lebensformen ist dies anders. Sie sind wie die Menschen gleichsam Geschöpfe der Welt, denen grundsätzlich ein Bewusstsein unterstellt werden könnte. Doch dies ist nur eine Annahme. In nur sehr seltenen Fällen werden Menschen anderen Geschöpfen wegen einer Beziehung von Ich zu Ich ein Bewusstsein zugestehen. Vielleicht einmal im kurzen Flackern, im Blitzen von Tieraugen, die einen kurzen Augenblick vermuten lassen, dass auch sie tief vergraben unter allem Überlebenswillen ein für uns zugängliches, dunkles Bewusstsein entwickelt haben.

Das Ich ist zuallererst immer eines – allein. Die Welt ist seine Aufgabe. Virtuelle Welten sind eine Flucht vor dieser Aufgabe. Sie sind Scheinwelten, weil sich hinter ihnen nicht das Ich verbirgt. Sie können kein Bewusstsein tragen und sie sind Ausdruck erlahmten und mit Stillstand sich abfindenden Menschengestes, denn sie können dem Menschen nur bieten, was er schon kennt – sonst könnte er es nicht entwickeln. Virtuelle Welten sind Sackgassen. Sie entführen den Menschen, fesseln seine Aufmerksamkeit, doch sie können ihn nur beschäftigen, niemals aber ihn vorwärtsbringen. Es ist eine Frage von Bedeutung, wann

der Mensch meint virtuelle Welten als wirkliche Alternativen zur Welt anbieten zu können, denn sie versprechen ohne Zweifel sehr viel. In ihnen wäre möglich, was heute noch langfristig unmöglich erscheint – fremde Planeten zu bereisen und zu bewohnen, das Sonnensystem zu verlassen, die Galaxie, ja das ganze bekannte Universum zu entdecken und zu besiedeln. Alle Träume würden wahr werden und es wäre so viel einfacher als solches in der wirklichen Welt durchzuführen – und doch wäre es sinnlos. Es wäre ein Ende. Es wäre die Abfindung mit allem Bekannten, eine Absage an alles Unbekannte. Es wäre letztlich die Kapitulation des Bewusstseins, das nur durch die Welt zu sich selbst zurückfindet; in einer konstruierten Welt aber weder sich noch anderes Bewusstsein zu entdecken vermag. Denn das haftet allem Konstruierten an – die Unvollständigkeit des Menschen, der die Welt aber nicht sich erkennt. Wenn es nun in der Zukunft möglich sein sollte virtuelle Realitäten zu erstellen, wer überzeugt uns davon, dass wir nicht schon Teil einer solchen sind? – Es ist eine Frage des Bewusstseins. Wir sind uns dessen nicht bewusst, selbst wenn es so wäre. Dies aber heißt, dass sich unser Bewusstsein für voll nimmt. Es sieht sich selbst wohl als offenes Rätsel, aber nur gelegentlich als Fehlkonstruktion; vielmehr gerade

weil es unentdeckt blieb – als wirklich Ganzes. Ein solches Bewusstsein mag Teil einer solchen Programmierung sein. Dann wären wir wohl künstliche Intelligenzen, denn unser Bewusstsein lebt, zumindest nach Eigenverständnis, aus sich selbst. Doch weil dieses Bewusstsein sich selbst als einzige Wahrheit bisher feststellen konnte, bleibt ihm nichts anderes übrig, als an sich zu glauben. Doch dieses Bewusstsein schreckt vor keinen Antworten zurück. Es sucht sie – jede. Und sein Antrieb erwächst der Hoffnung dermaleinst an den Grenzen aller Welten sich selbst zu verstehen.

Wir sind nun seit 21 Tagen im Gefängnis. Immer wieder reißen uns die täglichen Visiten aus unseren Tagträumen und wir finden uns in unserer Zelle als 4 von 300 gequälten Seelen dieses leeren Grabes wieder. Wir haben seit einer Woche unsere Zelle nicht mehr verlassen. Weder von der deutschen Botschaft, noch von unserem Ermittler hat uns seither eine Nachricht erreicht. Wir wissen nicht, ob dies ein gutes oder schlechtes Zeichen ist. Wir wissen eigentlich gar nichts. Immer wenn der Älteste von uns zu einem Gespräch mit seinem Rechtsanwalt aus der Zelle geholt wird, hinterlässt er gespannte Stille. Wir alle hoffen und fürchten neue Nachrichten. Kommt er zurück und bringt einen kurzen Brief aus der Heimat, folgt der Freude über den Kon-

takt die Enttäuschung über die neuen Nachrichten. Wir werden gefragt, ob wir warme Kleidung brauchen. Wollen wir den Winter hier bleiben? – Es schaudert uns. Warum gehen sie davon aus? – Sie wissen noch weniger als wir, ist die einzige Beruhigung, die uns dann noch einfällt. Stets ist es ruhig nach solchen Nachrichten. Jeder geht seinen eigenen Sorgen und Gedanken nach. Was sollen wir auch sonst tun? – Stets aufs Neue überrollt unsere hoffnungsfrohen Seelen die Kälte des Staatsapparates. Warum sollten wir Menschlichkeit erwarten? Schauernd zucken wir zusammen. Wir sind dieser Maschinerie schutzlos ausgeliefert. Wir können nichts tun – „und Trommeln trommeln aus der Tiefe.“, höre ich hinter mir eine Stimme sagen. „Der Weg ist versperrt. Er wurde angelegt von jenen, die tot sind. Und die Toten halten ihn.“ Mein Kopf bewegt sich im Kreis, ich bin so voller Unruhe und Zorn, dass ich nicht mehr weiß, wohin ich denken soll. Gibt es einen Ausweg? Das Bewusstsein wird verrückt, wenn es auf sich selbst gestellt ist. Es wird verrückt an sich selbst. Es wird verrückt an dem Rätsel, das es sich selber ist. Es braucht die Welt, um sich auf der Flucht vor sich selbst wiederfinden zu können. Es braucht die Welt, um sich auszutoben, sich hineinzustürzen. Das Ich kann sich nicht als Ich erkennen. Ist es

dazu gezwungen, zwingt es sich selber dazu in der dunklen Kammer eines Klosters, der Universitätsstube, eines Kerkerlochs, so wird es wahnsinnig. Die Welt gibt Antworten, das Ich stellt nur Fragen. Und auch wenn die Welt gleichsam unentdeckt nur hier und dort sich dem Blick einmal entschleierte, so schürt sie doch selbst damit die Hoffnung einstmals entschlüsselt den Blick auf das unverfälschte Ich freizugeben. Die Welt schenkt dem Ich Hoffnung und davon lebt das Ich. Alleinsein verdammt es zum Wahnsinn – zur Hoffnungslosigkeit. Wir nun verfallen vielleicht langsam dem Wahnsinn. Wir wissen oft nicht mehr was heute und gestern war. Alles ist gleich. Alles ist gleich unwahr – unwirklich – traumhaft. Wie in einem Märchen sind wir in einer verzauberten Kammer eingesperrt, aus der es kein zurück mehr gibt. Fehlt uns das Zauberwort? – Wir haben es wohl noch nicht gefunden. Es bleibt nur die Flucht in die Träume – jenen Ort der Freiheit, den uns (noch) niemand nehmen konnte.

Ein kleiner Traum

Ich sehe dich und mich auf einem Schiff. Der Wind fällt hart in die Segel. Sicher gleitet es schnell durch die wogenden Wellen. Es schwankt. Möwen kreischen über uns und

Lande ziehen an uns vorüber. Vor dem Bug schäumt und spritzt die Gischt. Wir werden zuweilen ein wenig nass. Tropfen umfliegen unser sturmverwirbeltes Haar. Vor uns öffnet sich das Meer in seiner endlosen Weite. Mein Blick fällt auf dich. Dein Blick haftet in der Ferne, doch nicht auf dem Horizont, wie mir scheint. Deine Augen funkeln. Deine Augen leuchten. Du trägst um die Stirn einen silbernen Reif. Weißt du, frage ich dich, dass ich gerade träume? – Du schaust mich an und lächelst und wendest dich dann wieder der Weite zu. Ist es nur ein Traum? – Was sind Träume? – Schauen wir nicht stets in das Meer der Leere? – Wogen wir nicht stets auf den Wellen der Zeiten? – Zerrern nicht stets die Stürme des Lebens an uns? – Fliegt nicht unsere Sehnsucht stets in den Sonnenuntergang, nach Westen? – Und, finden wir uns nicht immer wieder auf jenem Schiff, das irrend über die Meere treibt auf der Suche nach dem Weg, der verloren ging? – Ich schweige und erinnere mich daran wie du zu mir kamst – wie du als weißer Schwan mit dem silbernen Reif um die Stirn aus den grauen Wolken wie ein gefallener Stern stießest und ich, geblendet von dem Licht, dich erst wieder sah, als du auf meinem Schiff landetest, deine Schwingen abwarfst und plötzlich im weißen Kleid vor mir standest. Warum bist du

gekommen, fragte ich dich. Weil es dort, wo ich herkomme, keine Hoffnung mehr gibt – weil dort, wo wir hinfahren, alle Hoffnung liegt, sprachst du und deine Augen schossen Pfeile der Sehnsucht in das Abendrot. Dein silberner Reif fing den Schein und der Edelstein auf deiner Stirn, der sich unscheinbar in das Silber gefügt hatte, begann das zauberische Rot widerzustrahlen und er leuchtete umso heller, je tiefer die Sonne sank. Es ist Nacht, sage ich, und blicke auf das Meer bis zum Horizont. Ist das ein Traum? – Unser Schiff gleitet durch die lichtdurchflutete Pracht. Das Meer liegt wie fließendes Gold. Inseln und Küsten fliegen vorüber wie die Zeit. Sind wir einige Tage, einige Wochen, einige Jahre gefahren? – Unser Schiff läuft auf weißen Strand. Wir springen in das seichte Wasser und sehen Stege von Holz und kunstvoll geschnitzte Schiffe mit seidenem Segeltuch sich das Ufer entlang verteilen. Der Sand glänzt von Perlen. Alles ist leer. Wir folgen einem Weg und gelangen durch Wälder und Wiesen in eine Stadt. Jedes Haus ist ein Kunstwerk. Das Auge sucht vergebens der Schönheit Herr zu werden. Doch alles ist leer und uns zieht es immer tiefer in jene Stadt bis wir zu Fuße eines riesigen Berges stehen. Auf seiner Spitze, die selbst wolkenlos, doch alle Wolken überragt, thront ein Palast. Das ist unser Ziel,

sage ich und blicke dich an. Ab hier gibt es kein zurück mehr. Unsere Welt liegt hinter uns. Was vor uns liegt, weiß ich nicht. Was fürchtest du am meisten, fragst du mich und dein Gesicht zeigt Trauer. Die Verbannung, antworte ich, die Verbannung für endlose Zeit in endlichen Raum. Ist die Sterblichkeit nicht ein Schatz? – Schenkt sie uns nicht erst die Ewigkeit des Augenblickes? Wie würde der Raum vor der Ewigkeit unseres Lebens dahinschwinden? – Wie würde der Augenblick vor der Ewigkeit unseres Lebens dahinschwinden? – Selbst dieser Augenblick? – Wir blicken uns an und ich verlier mich in deinen Augen. Ich weiß, dass du mich verstehst. So lass uns gehen, sagst du nach einiger Zeit ohne deinen Blick abzuwenden. Lass uns gehen. Schweigend wenden wir uns dem Berg zu und klettern hinan. Der Palast ist voller Elben. Als wir vor seinem Tor erscheinen tritt Stille ein. Die Menge teilt sich und wir laufen durch sie hindurch zu den Thronen, die sich auf der anderen Seite des großen Saales aus der Menge heben. In der Mitte sitzt ein gewaltiger Mann. Ich grüße euch, Elwing und Earendil. Ihr habt meinen Willen missachtet, als ihr euren Fuß auf dieses Land setztet, doch in Achtung vor euch, euren Völkern und dem weiten Weg, den ihr zurückgelegt habt, möchte ich euch anhören. Sprecht. Ich lasse

meinen Blick über dich schweifen. Dann hebe ich an zu reden. Wir haben als Boten der Elben und aller anderen freien Völker Mittelerdes den Weg über das Meer auf uns genommen, um vor euch zu treten und im Namen all jener um Vergebung zu bitten. Viel Blut ist geflossen seit jenem Tage, da Morgoth die Silmaril stahl und die Elben stolz und zornentbrannt ohne euren Willen aufbrachen, sie zurück zu erobern. Mit viel Leid und Blut haben die Elben ihren Aufruhr bezahlt. Ihr kühner Stolz dem eigenen Recht Geltung zu verschaffen und Morgoth zur Rechenschaft zu ziehen, ist der tränenreichen Trauer gewichen. Es gibt keine Hoffnung mehr für sie und selbst unter den Lebenden wütet noch jener unselige Eid Feanors und sät Zwietracht und Tod. Es gibt keine Hoffnung. Alles sammelt sich an den Küsten. Sollen sie untergehen? – Vielleicht hätten sie es aus eurer Sicht für ihr Tun verdient. Doch wir sind nicht gekommen, um euch zu verstehen, sondern damit ihr uns versteht. Verzeiht die kühnen Worte, doch ich will euch nicht wiederholen, was ihr ohnehin wisst. – Ihr aber könnt nur vergeben, was ihr versteht und so fühle ich mich genötigt das Wort der Elben und Menschen zu ergreifen, weil es sonst keiner vermag. Irrend ist der Elb, noch irrender aber ist der Mensch. Stolz ist der Elb, noch stolzer aber ist der

Mensch. Schaffensfroh ist der Elb, noch Schaffensfroher aber ist der Mensch. Tapfer ist der Elb wie der Mensch und gutgläubig ist der Elb, aber gutgläubiger ist der Mensch. Ihr Stolz reckt sie auf und schlägt sie zu Boden, ihre Schaffensfreude schafft und zerstört, ihre Gutgläubigkeit ist Einfalt und, dass Elb und Mensch ihre Irrtümer verteidigen, heißen sie Tapferkeit. Wer mag sie darum schelten? – Sie irren, wo sie handeln, und nur wo sie nicht handelten, irrten sie auch nicht. Wer mag sie anklagen? – Jugendliche Lebensfrische trug sie in die Welt. Vermag der Vater vor seinem Kind das Tor zu schließen, wenn es geschlagen zurückkehrt? Wir können nicht leugnen, was geschehen ist, noch wollen wir es vergessen. Können wir unser Wesen abstreiten? – Wir können nur in Wahrhaftigkeit unser Herz offenbaren. – Euch bleibt die Entscheidung es zu verurteilen, ihm zu entsagen, oder ihm Vertrauen zu schenken. Wir legen es in eure Hände – nichts weiter bleibt uns und jenen, für die wir sprechen und unser Vertrauen zu bekräftigen haben wir jenen der drei Silmaril mitgebracht, den die Liebe Berens und Luthiens aus den Fängen Morgoths befreite. Er sei euch Abbild unserer Herzen – er erinnere euch an unsere Liebe zum Licht, an unsere Empörung, an unser Irren und unser Heimkommen. Ihn reich ich euch als Pfand

unserer Herzen. Mehr können wir nicht geben. Mehr können wir nicht sagen. Das Schicksal der Elben und Menschen Mittelerdes liegt in euren Händen. – Ich trete vor dich. Kurz verharret mein Blick in deinen Augen. Dann fällt er auf den Silmaril auf deiner Stirn. Vorsichtig greife ich den Silberreif und lege ihn dem mächtigen Mann zu Füßen. Ich trete wieder neben dich. – Lange haben wir voll Schmerz gesehen, was geschah. Lange haben wir auf den Schicksalstag gewartet, nun ist er da. Mich dauert euer Leid und euer Ruf soll erhört werden. Ihr aber könnt nicht nach Mittelerde zurückkehren. Euer Platz ist nicht länger unter den Sterblichen und indem ihr dies Land betratet, wähltet ihr die Unsterblichkeit. – So erbitte ich einen Wunsch, sagst du leise und dein Herz klopft. – Sprich. – Wir lieben nicht die Enge, noch ist unseren Herzen Ruhe geschenkt. So wir denn nicht länger die Weiten der Meere erfahren dürfen, sei uns der Sternenhimmel gegeben unserer Unrast Ziele zu stecken. – Dieser Wunsch sei gewährt und wie ihr an unserer Küste die Morgendämmerung durchbrachet, so sollt ihr nun aufsteigen zum Himmel und die Dunkelheit der Nacht dem Menschen als Stern der Hoffnung durchbrechen. Lebt wohl. Ich nehme den silbernen Reif und setze ihn dir wieder auf die Stirn. Du lächelst.

Dann gehen wir zu unserem Schiff und fahren wieder hinauf auf das Meer. Und eben, als das letzte Rund der Sonne hinter dem Horizont verschwindet, erfasst uns ein starker Wind und wir beginnen zu fliegen, höher und höher. Schon verblasst das Meer, schon alle Lande, schon die Wolken, bis uns nur mehr Schwärze umgibt. Unter uns ruht die Welt. Sie ist klein und schön. Um uns ist nichts und doch alles. Unzählige Sterne strahlen wohin das Auge blickt. Ein Ende scheint es nicht zu geben. Wir schweigen. Ist das nicht schön, frage ich dich. Ist das nicht groß? – Ist das nicht vielleicht genug für eine Ewigkeit? – Du musst lachen und ich auch und wie unser Schiff in das Nichts schießt, geht über Mittelerde der Stern Earendils auf.

Dem Menschen sind die Sterne nicht nur Ziele seiner Sehnsucht, sondern auch Herausforderungen seines Willens. Wie sie uneinnehmbar am Himmel thronen, schenken sie dem Menschen Richtung und Halt. Sie sind Ziele, sie sind die Aufgaben der Zukunft. Sie sind Zeugen eines Raumes, der den Menschen vor große Schwierigkeiten stellt, weil er dem Leben Feind ist. Doch der Mensch wird vor dieser Grenze keinen Halt machen. Er wird keinen Halt kennen. Er wird sich in jene Abenteuer stürzen, wie er sich in alles stürzt, was sein Wesen ihm auferlegt. Und

wenn er dann die Erde von außen sehen wird, eine kleine Kugel im Schwarz des Nichts des Alls, dann wird er verstehen, was ihm Heimat ist und er wird aufbrechen in der Hoffnung einmal wieder heimzukehren.

Das All ist ein Mysterium. Es ist die Welt – die wirkliche Welt. Alles was der Mensch bisher auf der Erde sah, war nur ein Anfang. Alles was er bisher auf der Erde war, war er nur im Sinne einer Entwicklung, die dem All galt. Das All eröffnet jedem Menschen eine neue Welt. Eine Welt aller Möglichkeiten, eine Welt der Erfüllung aller Träume, eine Welt, die dem Tatendrang und der Kraft des Einzelnen keine Grenzen setzt; die der Freiheit des Einzelnen keine Grenzen setzt. Dieses All ist riesig – und alles, was wir uns darunter vorstellen können, ist doch nur ein Millionstel Bruchteil vom Ganzen. Es gibt ein Bild, das das Hubble Teleskop nach wochenlanger Belichtung eines einzelnen winzigen Punktes des Universums schoss. Dieses Bild lässt erahnen, was uns umgibt, was dort draußen auf uns wartet. Es zeigt unzählige kleine Galaxien, die wie Schneeflocken bei Windstille ruhig zu Boden schweben; starr im Nichts verankert die lauernde Leere der Unendlichkeit füllen. Es sind Tausende. Jede Einzelne strahlt im Licht ihrer Milliarden Sterne. Und doch ist es für uns nur ein einziger

schwarzer Punkt am Nachthimmel – ein Nichts – dessen Licht zu weit entfernt ist, um neben den nahe liegenden Sternen unserer benachbarten Galaxien strahlen zu können. Unsere Galaxie fasst Milliarden Sterne. Einer ist unsere Sonne. Die Galaxie selbst ist nur eine von Milliarden. Ist das zu fassen? – Können wir das fassen? – Können wir begreifen, dass wir nichts sind, dass unsere Erde nichts ist, unsere Sonne, ja selbst unsere Galaxie? – Können wir begreifen, dass all dies nichts ist vor der Weite dieser Unendlichkeit, die sich unsere Welt nennt? – Vor der Größe dieses Raumes? – Es könnte Milliarden Planeten wie unsere Erde geben und das ganze All könnte mit Leben erfüllt sein, ohne dass wir es wüssten. Wer sind wir? – Die Bewohner eines Planeten, eines Sonnensystems, einer Galaxie – nichts. Es gibt keine Worte, die die Unendlichkeit dieses Raumes erfassen können. Es gibt kein Bewusstsein, das diese Welt ergreifen kann. Wir alle können sie ahnen, wir alle können sie wünschen und hoffen, doch das heißt nicht, dass wir sie verstehen. Wie sollten wir? Unser Geist schwingt sich hoch hinauf, unsere Seele springt hinterdrein, beide meinen in der Höhe ihres Fluges die Grenzen von allem gesprengt zu haben, doch wenn wir jene Galaxien sehen, groß und klein umhüllt von Schwärze, starr und ruhig schwebend im

Raum – Was ist Raum? – dann beginnen wir zu begreifen, dass uns dieser Blick, den wir auf andere Galaxien werfen, nicht kennt, dass er kein Leben kennt, und dass wir wohl erzittern müssten vor diesem Blick, der fasst, was ihm vielleicht besser hätte verborgen bleiben sollen. Dieser Blick ist frech. Er greift in Sphären, die er nicht versteht. Er lüftet Schleier, die nicht ohne Grund das menschliche Auge an die Nähe binden. Dieser Blick ertappt sich selbst dabei auf eine nackte Welt zu schauen, die des Beobachters nicht bewusst, keine Regung zu zeigen scheint. Dieser Blick ahnt seine eigene Unwirklichkeit. Kann es wahr sein, dass wir dies sehen? – Wie ist das möglich? – Wie vermag der Blick einiger kleiner Bewohner eines noch viel kleineren Planeten sich zur Größe solcher Anschauung aufzuschwingen? – Worin besteht der Sinn dieses Sehens? – Es locken tausend Fragen, es finden sich keine Antworten. Es bleibt dies Bild der tausend Galaxien, das nur einem schwarzen Punkt an unserem Nachthimmel entspricht – es bleibt – Leere? – Niedergeschlagenheit? Wehmut? – Trauer? Sinnlosigkeit? Relativität? – Was soll der Mensch gegenüber dieser Größe? Was soll ich gegenüber dieser Größe? Alles kommt aus dem Nichts und wird wieder zu Nichts – nichts bleibt, alles vergeht. Was soll Auflehnung? Was Kampf? – Was

Anstrengung für Nichts und wieder Nichts?

So spricht der Mensch, der sein Leben nicht als Wunder verehrt, sondern als Mühsal verachtet. Diesen Menschen mag es geben. Doch er ist arm, denn er verachtet sich wie die Welt, die ihn umgibt, ohne ihre Wunder zu sehen. Er sieht im Angesicht des Alls nur seine eigene Bedeutungslosigkeit. Er sieht nicht die Größe der Aufgabe, vor die dieses All den Menschen stellt. Jeder, der des Nachts Sterne und Mond sieht, des Tags die Sonne und immer in Bildern jene ferne Welt, die sich dahinter eröffnet, der kommt nicht umhin in diesem Blick in die Vergangenheit den Blick in die eigene Zukunft zu begreifen. Dieses All ist kein Panorama – Fenster in die Ewigkeit. Es ist der unendliche Ozean von gestern, der starker Schiffe und harter Menschen bedarf, um überfahren zu werden. Dieses All ruft Entdecker, Pioniere, Abenteurer jetzt an die Bänke der Wissenschaft und in Zukunft an die Steuerruder der Raumschiffe. War gestern das Meer dem Leben Feind und dem Drang mutiger Menschen dennoch den Sprung zu wagen, so ist es morgen der Raum, dieser Begriff des Nichts, der versucht zu umfassen, was nicht umfasst werden kann. Der Raum ist alles. Er tritt dort in Erscheinung, wo sonst nichts ist. Er füllt jene Leeren die wir Schwärze nennen. Er versucht uns

abstrakter Begriff zu sein für das, was uns Welt heißt, weil es alles andere einschließt.

Dieser Raum ist unser Problem. Er ist zu groß. Noch die Lichtgeschwindigkeit wäre bei weitem zu langsam, um ihn zu bereisen. So schnell wie das Licht aber kann nach unserem derzeitigen Kenntnisstand kein Körper fliegen. Das ist ein Problem, ein großes Problem, das alle Hoffnung von jetzt auf gleich zerstieben lässt. Was bringt unser Wille, wenn wir technisch gebunden sind? – Was wollen Hoffnung und Glaube, wo alles eindeutig aussichtslos erscheint? – Was soll alle Begeisterung, wo sie doch an den Mauern des Machbaren abprallt? –

Was heute noch unmöglich ist, muss es morgen schon nicht mehr sein. Die Geschichte des Menschen ist die Geschichte des Kampfes mit Unmöglichkeiten. Die Unmöglichkeit von gestern ist die Selbstverständlichkeit von heute, das Überholte von morgen. Dass wir sie in das Auge zu fassen vermögen, ist ein Beweis ihrer baldigen Überwindung. Nur wer ein Problem kennt, kann es lösen. Wir haben dieses Problem erkannt. Es ist vielleicht die Schicksalsfrage des Menschentums. Sie wird wohl nicht in einer, nicht in zwei, nicht in drei Generationen zu lösen sein, doch sie

wird gelöst werden, solange Menschen sie zu lösen suchen – solange im Menschen das Bedürfnis lebt höher, schneller, weiter, in jene Räume vorzudringen, deren Eroberung einen zwangsläufigen Schritt in der Menschheitsentwicklung darstellen muss. Der Mensch lebt von der Ausbreitung. Nur dort, wo der Einzelne erobert, fühlt er sich wohl. Ist der Mensch klug genug sich nicht selbst zu vernichten, wird ihm bei dauerhaftem Wachstum keine andere Möglichkeit bleiben als den Weg nach oben zu finden. Dies aber ist gut. Es steigert die Notwendigkeit, es zwingt alle Aufmerksamkeit auf das Raumproblem.

Bei allem Platz, den schon die Erde bietet, ist es doch erstaunlich, dass wir nun schon seit 4 Wochen in einer Zelle sitzen, die jedem Hundebesitzer in Deutschland bei solcher Belegung und fehlendem Auslauf Probleme mit den Tierschutzbehörden einbringen würde. Hier stört dies niemanden außer uns und die anderen Insassen. Dass wir immer noch nicht verstanden haben, wo wir uns befinden, dass wir es bis zum Ende auch nicht verstanden haben werden, bewies folgende unüberlegte Aussage: Als Wir gestern Abend noch ein wenig sangen, das große Licht war schon ausgeschaltet, achteten wir zuweilen weniger auf die Lautstärke trotz voriger Ermahnungen zu dieser Urzeit; als

dies nun unserem Ältesten auffiel, auch in der Angst bei zu großer Aufdringlichkeit irgendwann einmal ein richtiges Singverbot zu kassieren, sagte er: Seid doch mal leiser, sonst schmeißen die uns noch hier raus.

Unser Lachen kannte trotz der späten Stunde selbstverständlich kein Halten mehr.

Heute war der 11. September. Wir hatten auf Erlösung unserer Qualen gehofft. Am Nachmittag wurde einer von uns abgeholt. Unsere Spannung stieg. Ist es vielleicht eine Abschlussuntersuchung? Sind wir dann morgen hier hinaus? – Er kam mit den Händen hinter dem Rücken, ein wenig lachend, aber doch sichtlich geknickt zurück. Der Rechtsanwalt hatte uns wieder einen Besuch abgestattet und neue Briefe von zu Hause gebracht. Auf die Frage, wann wir wieder nach Hause kämen, antwortete er; nach zwei bis vier Monaten. Es folgte kurzes Lachen. Aufregung. Dann wieder Schweigen. Will dieser Staat unser Leben zerstören? – Wir finden keine Worte mehr. Besser vier Monate als sechs Jahre, hatte der Rechtsanwalt noch hinzugefügt. Besser vier Monate, als sechs Jahre? – Es gibt keine Worte, die so viel unterdrückte Wut beschreiben können. Wozu? – Warum? – Wofür? – Es ist ungerecht und wir fühlen es. Alles bäumt

sich in uns auf. Es ist ungerecht.

Sonne über/unter Himmeln

Sonne über Himmeln
goldner Glockenklang erschallt
Silberklar aus lichten Höhn
in weißer Nebel Träume hallt.
Taufrisch leuchten weite Wiesen,
gleißend jeder Tropfen fließt,
Blitzend sich das Morgenlicht
durch feine Spinnweben ergießt.

Sonne über Himmeln,
Feuerrad auf Himmelsbahn
Unsrer Fahrten Weggefährte

unsres jungen Glückes Wahn
Unser Lachen, unser Brennen,
Spiegel Deines Feuers Lauf
Deinen Thron der Einsamkeit
steigt mit dir unser Herz hinauf.

Sonne unter Himmeln
heisrer Schrei den Abschied singt
Feuertrunkner Abendglanz
von Blatt zu Blatt im Winde schwingt
Aus den Kronen in die Lüfte
eines wilden Drangs gewahr
Flügelflatternd in den Abend
schwindet eine Vogelschar.

Sonne unter Himmeln
junger Seelen Abschiedsschmerz
Mit dem Zug der Wandervögel
in die Ferne zog das Herz
Feuerpfeile durch die Wolken,
roter Nebel sanftes Kleid
Unterm Schleier Wiesen Schweigen,
mit den Vögel flog die Zeit.

Sonne unter Himmeln,
Deine letzten Götterstrahlen
Feurig in die Finsternis
nächtlichen Schweigens fahren
Letzter Abglanz Deines Lichts,
das Heimat wirft in nah und fern

Die Freiheit unsres Lebens ruht im

Nichts von uns zu unserm Stern.

Die Ermittlungen zu unserer Straftat sind nun abgeschlossen. Unser jetziger Ermittler ist der Praktikant des vorigen. Dieser hatte sich mit diesem lapidaren Fall scheinbar nicht länger beschäftigen wollen. Der Praktikant, nun aufgestiegen zu unserem persönlichen Ermittler, war von Anfang an sehr freundlich zu uns. Auch jetzt begrüßte er uns alle mit Handschlag und behandelte uns weniger wie Schwerverbrecher als vielmehr wie seine eigenen Freunde. Entschuldigend zuckte er mit den Schultern, wenn er uns wieder in den Käfig des Polizeiautos sperrt – er wollte es nicht. Doch konnte er anders? – Vorher saßen wir mit ihm einige Minuten zusammen im Polizeiauto mit offener Gittertür – wir die vier Schwerverbrecher – und er unser Ermittler, der die Anklage für den Staatsanwalt ausarbeitet. Wir unterhielten uns über dies und jenes. Nichts stand zwischen uns und er schien uns zu vertrauen. Wir hätten ihn einfach vermöbeln und in den Käfig sperren können – aber wir sind keine Schwerverbrecher und so taten wir es nicht. Einmal saßen wir mit ihm zusammen in seinem Büro. Wir fragten

ihn nach den Bundestagswahlen in Deutschland. Er wusste zwar darüber nichts zu berichten, aber nahm die Frage zum Anlass um uns einen kleinen Einblick in seine eigene Gedankenwelt zu geben. Er kam geradezu in Redefluss, als er sich über die Politiker aller Staaten, das primitive Fernsehen, die primitive Musik und die Unmenschlichkeit aller politischen Tätigkeiten ausließ. Er sagte alles in gebrochenem Englisch. Wir wussten aus der Situation heraus nur wenig darauf zu antworten, doch fühlten wir, dass dieser junge Mann uns wohl ähnlicher war, als er selbst vermutete. Er wisse nicht wie lang sich sein Beruf mit seinen persönlichen Einstellungen vertrage, sagte er am Ende. Dann führte er uns wieder durch die Ermittlungsbehörde zum Polizeiwagen, verabschiedete uns mit Handschlag und sperrte uns in den Käfig. Hinter ihm schlug die Tür zu und wir fuhren ab – zurück in das Gefängnis. Ist diese Welt nicht seltsam? – Wozu vermag sie den Menschen zu zwingen? – Ich fragte mich oft, ob der Ermittler auch in unserem Fall die Absurdität dieses Systems erkannte, ob er wie wir zu zweifeln begann an einem System, das den Menschen zur Unmenschlichkeit zwingt. Er muss es wissen, dachte ich mir oft, und zuweilen sahen wir ihm wohl auch an, dass er sich quälte, selbst albern fühlte, wenn er uns umherführ-

te wie der Ermittler die Schwerverbrecher. – Konnten wir ihm böse sein, weil er diesem Apparat diene? – Können wir ihn verurteilen, weil er selbst Kollaborateur eines Systems wird, das er selber verabscheut? – Sein Blick zeigte tiefe tragische Spuren, wenn er uns gezwungenermaßen in den Käfig schloss. Er wollte es nicht. Aber er tat es. Durch seine schnelle Bearbeitung des Falls könnte er unsere Zeit in Untersuchungshaft stark verkürzt haben – vorausgesetzt, wir werden nicht zu einer längeren Haftstrafe verurteilt.

Die Tage vergehen nun langsamer. Wir sind unserer Beschäftigungen müde geworden. Über die Zeit verhilft uns das Kartenspiel. Es ist im Gefängnis zwar verboten, aber wir haben einen Satz aus Papier gebastelt. Unsere Nerven sind angespannt. Wir wollen und können nicht mehr. Wir schlafen nun länger am Morgen. Wir freuen uns jeden Abend wieder, dass wir einen Tag zu Grabe getragen haben. Es ist schrecklich. In Deutschland ist uns jeder Tag zu kurz, hier ist jeder Tag zu lang. Was zu Anfang Abenteuer war, ist nun langsam Qual. Wir sind seit sieben Wochen in unserer Kammer und unsere Körper schreien nach Bewegung. Unser Geist schreit nach Abwechslung. Wir sind gleichgültig geworden. Waren wir zu Anfang immer sehr freundlich zu den Wachmännern, so macht sich nun häufiger unser Zorn

Luft. Wir fühlen uns wie Löwen im Käfig. Was sollen sie uns noch nehmen? Wir sind zuweilen unvorsichtig, weil wir verzweifelt sind. Wir machen keinen Hehl mehr aus unserer Verachtung gegenüber den Wachmännern, die uns hier gefangen halten und meinen uns das Schlafen am Tage verbieten zu müssen. Wir haben kein Verständnis mehr für sie. Sie sind Werkzeuge.

Unsere Untersuchungshaft wurde heute (27.9.) um einen Monat verlängert. Groß war die Freude, als wir am Morgen erfuhren, es würde in das Gericht gehen. Wir erhofften unsere Freilassung. Doch stattdessen erlebten wir ein Stück Menschheitsgeschichte. Nie sahen wir den Staat klarer vor Augen als heute. Mitleid traf uns von allen Seiten – doch die Vorschriften blieben Vorschriften und so fielen wir einem Gesetz zum Opfer, das nicht für Menschen gemacht wurde, wie selbst unsere Dolmetscherin zugeben musste. Ich hasse nun dieses System, diesen Staat, der sich Rechtsstaat schimpft und Menschen dem Leben fortreißt ohne Wunsch sie zu bessern. Ein anderer Mann begleitete uns über den Tag. Er saß schon 6 Jahre im Gefängnis wegen 3 kleiner Diebstähle. Es machte ihm schon gar nichts mehr aus. Ihm schienen die Erniedrigungen nicht mehr aufzufallen. Mir aber stachen sie heute in das Fleisch. Dieser Staat

nennt sich einen Fortschritt gegenüber dem unmenschlichen Mittelalter? Gib mir 10, 15, ja 30 Peitschenhiebe auf den Rücken, aber lass mich ziehen – hier werden wir eingesperrt und wir müssen verrückt werden. Diese 4 Wände, die immer näher zusammenzurücken scheinen, das vergitterte Fenster, die Klappe in der Tür – die Wachmänner. Zwischen diesen Mauern weht kein Hauch Menschlichkeit. Zwischen diesen Mauern werden nicht nur Tage, sondern auch Menschen zu Grabe getragen. Uns wird die Freiheit geraubt – Tag für Tag, Stunde für Stunde unseres Lebens ziehen hinter diesen Gitterstäben dahin. Weiß dieser Staat, wie Menschen Hass lernen? Weiß dieser Staat, was Hass ist? – Der Mensch hasst nicht von Natur aus – wie könnte er! – Hass ist nichts Anderes als ein Rachegelüste – der Mut zur Zerstörung erwachsen aus Demütigung, Erniedrigung, Knechtschaft, Unterdrückung – kurz Unmenschlichkeit. Unmenschlichkeit muss nicht böse gemeint sein, um Hass hervorrufen zu können, sie kann auch nur der Dummheit entspringen. Und doch erntet sie immer Hass. Dieser Staat erntet Hass, weil er Unmenschlichkeit sät. Ich merke es in mir. Dort ist nur mehr Hass gegen dieses System, diesen „Rechtsstaat“, diese willigen Helfer, die wissen, das falsch ist, was sie tun und doch tun sie es. Auf dem Rückweg aus

unserem Gitterkäfig im Gerichtssaal zum Transporter erbat, bat wir uns das Weglassen der Handschellen. Es wurde mitleidig lächelnd abgelehnt – die Vorschrift verlangt es. Als der Richter das Urteil las, schaute er kein einziges Mal auf. Er leierte seinen Text hernieder. Niemanden interessierte es. Für wen tut er dies? – Wir konnten sowieso nichts verstehen. – Für seinen Götzen, sein Gesetz, denn dieser Richter ist ein Götzendiener. Er hat sich einem Gott der Paragraphen verschrieben, der sein teuflisches Antlitz hinter tausend Worten versteckt. Wir sind nun still. Es ist eine Wut, die uns niederdrückt, die uns auch manche Träne abgerungen hat. Wir müssen sie bändigen – aber alles lassen wir uns nicht mehr gefallen. Was soll noch passieren? – Alles ist Demütigung. Jedes Abtasten, jedes Wort, allein der Fakt, dass unsere Zellentür nur von außen zu öffnen ist. Unser jugendlicher Stolz ist gespannt wie ein großer Bogen. Ich hoffe nur wir können ihn halten bis wir hier hinaus sind. Alles andere könnte uns große Probleme bereiten.

Ankunft (Der Herr der Ringe)

Noch im Schweigen lag das Tal
als dämmernd schon die Nacht entschwand,

Der Sonne erster Strahl durchbrach
den Wolkendunst am Himmelsrand.

Von eines Kammes Lichter Höh
dem Tale zu, das friedlich schlief,
Vier Reiter zogen schweren Schritts,
ihr Herz sie nach der Heimat rief.

Zwei lachten heiter, als die Sonn
in Schwert und Helm ihr Lichte pries,
Sie sprengten wie der Wind ins Tal,
ihr Hörnerruf die Ruh durchstieß.

Von lauter Freud im Traum bewegt
schaut doch der Dritte still zurück:
„Wir sind daheim, der Kampf ist aus,
die Heimat birgt uns neues Glück“.

Der Vierte lächelte voll Dank,
sein Aug aber sprach Weh und Schmerz,
Der Ferne nah, der Heimat fern,
dem Dritten ward es schwer ums Herz:
„Wir kehren zurück, woher wir sind,
Zu seinem Schutz zogen wir aus.“
Der Vierte schwieg - nicht jeder doch,
der Heimkehrt kommt nach Haus.

Es schlug die Zeit wie ehemals,

dem Winter folgt ein Frühjahr,
Die Freude brach dem Leben Bahn,
der Jubel floh nicht wieder,
Doch einsam auf des Kammes Höh,
in Schweigen blass gehüllt,
Stand einer aller Welt entfloh,
von Trauer still erfüllt.

Sein Blick war nur der Ferne nah,
in eisge Einsamkeit verbannt,
Er ging soweit der Ferne nach,
bis er den Rückweg nicht mehr fand,
Nicht sich verlor er, noch den Weg,
der Wandelt Dich, wo treu Du bleibst,
Doch keiner Heimat festes Band hält Dich,

wenn Du in Fernen treibst.

So eines Tags zum Freund er ging:

“Lebwohl mein Herz ist schwer.

Wir retteten die Heimat uns

doch ich fand sie nicht mehr.“

Des Freundes Auge trânt er sprach:

“Nicht alle Wunden schließt die Zeit

Du opferdest Dein Leben uns,

ein weißes Schiff steht schon bereit.“

Im Abend glomm das Meer wie Gold,

die Sonn wollt untergehn,

Da sah man an des Ufers Strand

vier stille Wanderer stehn.

Vier Blicke, die vereint im Schmerz
der Tränen Glanz umspielt,
Vier Blicke die vereint im Herz
der Freundschaft Band gefühlt.

Und auf des weißen Schiffes Deck
sprang einer nun die Seele schwer
Und zog wohin die Sonne flieht
durchs Flammenbad ins Abendmeer.
Des Wandrers letzte Fahrt dorthin,
wo Heimat in der Ferne winkt,
Des Weges Ziel am Anbeginn,
im Westen rot die Sonn versinkt.

Königssohn

Schwarz thront das Gewölk

Der Mond schimmert blass

Umnebelt die Welt

Es zittert das Gras

Es Raunen die Wälder

Es Rascheln die Blätter

Es streicht über Felder

Kaltfröstelndes Wetter

Es Wispern die Winde

Es wanken die Wipfel

Es blasen geschwinde

Sturmböen um Gipfel

Es donnert in fernen

Gewaltigen Höhen
Es sind keine Sterne
Im Eismeer zu sehen.
Es zieht durch die Heide
Wildes Gewisper
Es wiegt sich im Kleide
Gespenstergeflüster
Es Tänzelt der Zweige
Herbstliches Laub
Es tanzt sich zur Neige
Es tanzt sich zu Staub.
Es fallen vom Himmel
In stillem Getümmel
Im mondlichten Schein
In ruhigem Spiele

Die Erde zum Ziele
Dem brennenden Herzen
Zu lindern die Schmerzen
Dem Kind zu frohlocken
Die schneeweißen Flocken
Mir In die Seele hinein.
Wie lieblich schwebt
Der klare Kristall
Wie traurig Umwebt
Er uns allüberall
Wie senket er leichten
Flugs sich hinab
Wie wiegt er uns seichten
Gedankens ins Grab
Wie schwindet er zart

An der Hitze der Welt
Er flieht offenbart
Wo der Vorhang ihm fällt
Zerstiebt vor der Erden
Allmächtger Gewalt
Entzieht sich dem Werden
Als Zaubergestalt.
Wie wiegt er die Welt
Die Natur in den Schlaf
Wie ein Jahr mit ihm fällt
Ruft Erinnerung er wach
Wie in tausenden Flocken
Bild um Bild mich umspielt
Wie mein Herzschlag im Stocken
Das Vergangne neu fühlt.

Noch fester schlang ich
Den Mantel um mich
Kühler zerrt der Wind
Bleib nur still mein Kind!

Ich höre den Atem
Ich höre das Pochen
Ich halt in den Armen
Den Jungen seit Wochen

Ich weiß ihn geborgen
Ich schenkte ihm Leben
Ich will um ihn sorgen
Stets Liebe ihm geben
Ich will seines Lebens
Schuld von ihm kehren

Ich will seines Wesens

Unschuld verehren.

Ach Kind liebstes Kind!

Was weißt du von der Schmach

Die am Morgen mich traf

Als du neben mir lagst

Wie mein Herz du mir plagst

Weil der Menschen so viel

Die zu unstetem Ziel

Bösen Herzens sind.

Was weißt Du liebstes Kind

Wie der eisige Wind

Durch zerbrochene Türen

Sucht uns aufzuspüren

Wie mit Messern
Am Fenster uns zu verbessern
Die gierigen Scharen
Unserer harren?
Wie der Stahl ihrer Klingen
Tönt tot zum Gelingen
Bricht blechern die Scheiben
Uns zu vertreiben.
Die Messer sie klirren
Den Geist zu verirren
Der blanke Hohn
zwingt uns davon.
Nur Tiere sie
die edler sich dünken
Weil sie wie noch nie

Mit Kreuzen winken.

Ach Mutter, liebste Mutter mein!

Lass mich nicht mehr, nie mehr allein!

Hüll in dein Schweigen

meine Not

Verlier ich Gott

Bleib du zum Zeugen

Von meiner Seele festem Sinn

Du weißt doch, dass ich bei dir bin!

Ach Mutter, liebste Mutter mein!

Auch Du trägst deinen Schmerz allein!

Auch deines Kindes

Vater blieb

Ewig geliebt

Bis du gewinnest

Zurück ihn in des Himmels Höh

An seiner Brust verfliegt dein Weh.

Ach Mutter, liebste Mutter mein!

Lass mich an deiner Seite sein!

Wend nicht dein Leiden

Von mir ab

Zwingst mich ins Grab

Willst du mich meiden

Des Kindes Leben ruft nach mir

Wer sollt dies Ahnen außer dir?

Ach Mutter, liebste Mutter mein!

Hörst du mein Klagen, sahst du hinein?

Sahst du im Herzen

Angst und Schuld?

Liebe und Huld?

Glühende Schmerzen?

Mutter mich plagen Zweifel allein

Ich weiß nicht wie Liebe kann Sünde sein.

Ich liebte ihn, den Königssohn

Seit ich an seines Vaters Sohn

Von adligen Geblüte zwar

Doch höchster Ehren unnahbar

Gerissen aus des Kindes Spiel

Des Rufs gering, der Ahnung viel

Im Dienste seiner Mutter stand

Die früh Gefallen an mir fand.
Aus der Weite unsrer Wiesen
Aus der Wälder grüner Hallen
Aus dem frühlingsfrischen Sprießen
Aus dem Wirbeln, aus dem Wallen
Sonngeküsster Gräserwogen
In den Winden aus der Ferne
Graue Vogelscharen zogen
Aus dem nächtgen All der Sterne
Ward verbannt in den Palast
Meiner Seele weites Schweifen
Meiner Augen Suchend Streifen
Meines Sehnsens ruhlos Hast.
Blass und furchtbar zog die ersten
Wochen Ich nur still umher

Meine Seele wollt zerbersten
Ach mein Leben ward mir schwer!
Da fielst in den trüben Scheine
In den Bann der Köstlichkeiten
Totenlauter Festlichkeiten
In den Rausch der tausend Weine
Goldner Seiden, Edelsteine
Künstlich froher Farbenpracht
Meiner Seele Kerkernacht!
Wie ich weinte! Wie ich Weine!
Du! Und es ward still um mich
Es verblasste
Der verhasste
Trubel ich sah nur mehr Dich!
Einen Menschen der vor allen

Die hierhin und dorthin wallen
Die im Treiben stets noch meinen
sich zum Ziehen zu vereinen
Seines Herzens Sprache spricht
Dessen helle Augen schauen
Jugendseliges Vertrauen
Dessen Eifer Zweifel bricht.
Weißt Du noch wie durch den Garten
Deiner Mutter aufzuwarten
Ich an Ihrer Seite ging
Als du nahtest
Still verharrtest
Als Dein Blick den meinen fing.
Unser Augen Spiel verlor
den Halt ich flog zu dir heran

Durchs eisesstarr verschlossne Tor
Brach Dein Herz meinem Glücke Bahn.

Weißt Du noch wie deiner Mutter
Stimme uns zu Boden trug
Ich die Augen niederschlug
Abendfeuer mir noch roter
Auf der heißen Wange glühten
Alle Sinne zwecklos mühten
Meine Scham dir zu verbergen
Meiner Freude Herr zu werden.
Weißt Du noch wie Tags danach
Am Abend auf dem Tische lag
Von Dir ein kleiner Briefumschlag
Ich blieb die ganze Nacht noch wach.
Du ludst mich andern Tags zu gehn

Wenn deine Mutter außer Haus
Zu Trank und Schmaus
Die Freunde ehrt
Am frühen Morgen erst heimkehrt
Dahin wo du erstmals gesehen
Dass eines Herzens klarer Sinn
Von Anbeginn
Sich selbst erklärt
Wo es des falschen Scheins entbehrt.
Weißt du noch wie an dem Abend
Ich aus meiner Kammer wich
Durch die hohen Gänge schlich
Nur durch meines Herzens Schlagen
Das Geheimnis offenbart
Fand ich in den stillen Garten

Wo du wolltest mich erwarten
Leis Umwog der Wind mich zart.
In den Schatten
Die die matten
Lampen ringsher um mich schlangen
Hielt ich ahnend ungewiss
Froh erwartendes Verlangen
Floh in Furcht der Finsternis.
Mitten in dem Schattenspiel
Ohne Weg und ohne Ziel
In Gedanken tief versunken
Lauen Blütenduftes trunken
Wandeltest Du auf und ab
Hieltest inne, sahst hinab
Träumerisch dein Blick umschweifte

Spielerisch dein Arm umstreifte
Leichter Zweige saches Grün
Meiner Selbst noch Ungeheuer
Doch das Herz voll Abenteuer
Meines argen Dienstes wehrend
Meines Wunden Herzens zehrend
Ließ ich mich doch zu dir ziehn!
Ach es war so wunderschön!
Wie ich in das Lichte trat
Erwartungsvoll dein Blick erstarrt
Im herzumfröstelnd Abendwehn.
Mein Kleid sich in die Lüfte webte
Mein Herz umschauert freudig bebte.
Ich lächelte und wusste nicht
Wie ich es mir zurück gewonnen

Seit langem schien mein Glück zerronnen

Schon lange umgab Fremde mich.

Weißt du wie ich bitter weinte?

Wie ich hier zu sterben meinte?

Wie ich mich hinaus nur sehnte?

Wie ich fast den Tod mir wählte?

Ich lächelte, wusste nicht warum

Ich sah nur dich und ahnte schon

Dass du den andern anders warst

Den Diener nicht den Menschen sahst.

Ich lächelte als wir die Hand

Zum Gruß einander reichten

Das Toben Meines Herzens schwand

Ich sah die Angst entweichen

Ich fühlte wie mich Ruhe Band

Auf Meines Meeres Wogen
Weil wir zusammenzogen
Seit ich zu Deinem Herzen fand.
Es war der Heimat trauter Sang
Der Mutter liebend Wiegen
Der Wellen sanftes Schmiegen
Am still umspielten Strand entlang.
Das Plätschern klarer Bäche
Im silberlichten Schein
Wie friedlich schlummert ein
Der Quell im Waldesbette
Ich kehrt zu dir zurück Obgleich
ich dich doch niemals sah
Mein Herz war dir so nah
Seit du verlorst dich in mein Reich!

Du Königssohn! Ach hätte ich

Doch gleich geahnt

Was später kam

Ich wär geflohn um dich und mich

Hätt dich bewahrt vor allem Leid

Wäre gestorben schon beizeit

Hätt dir die Liebe zwar genommen

Doch zu deines Volkes Glück

Führte dich ein Weg zurück

Den du vor mir hattst begonnen.

Soll ich schelten was die Zeit

Im Eifer des Gefühls gebar?

Was des Herzens Wille war

Was der Augenblick befreit?

Soll ich leugnen meiner Jugend

Träume, meiner Seele Flehen
Meines bangen Herzens Sehnen
Die mich schwebend zu dir trugen?
Ich lächelte den Abend noch
Und auch noch lange Zeit danach
Du schenktest mir mein Leben
Das ich einst aufgegeben
Als ich daheim mein Herze ließ
Das Schwert ihm in die Erde stieß
Wo es sich konnt entfalten
Die Wurzeln ihm zu halten.
Ich lächelte die Königin
War meiner froh von Anbeginn
Doch freute sie, als sie mich sah
Dass ich nicht mehr so traurig war.

Sie fragte freundlichen Gesichts
Was Meines Herzens Wandlung hieß
Ich lächelte und sagte nichts
Entschuldigend ich um mich wies
„Ich fühlte fremd in diesen Hallen
Nur Fremdes Leben mich umwallen
Doch wacht ich aus dem Träume auf
Fand ich mich selig wie zu Haus.“
Ich lächelte sie wusste nicht
Dies richtig zu verstehen
Sie ließ mich schweigend gehen
Und übte in Geduld Verzicht.
Ach Königssohn! Erinnerst du
Der vielen schönen Stunden dich
Ich lebte ihnen Tage zu

Da einer stets dem andern glich
Wir fanden uns wenn alles schlief
Verwunschenen nur die Eule rief
Vom Kirchenturm herüber schallte
Verzaubert durch die Gänge hallte
Das Glockenspiel zur Mitternacht

Der Uhrenschlag

Auf Totenjagd

Der leise Schritt das Nichts durchbrach

Zusammen unterm Sternenzelt

Mir wars mit dir

Im Schatten dieser Bäume hier

Der schönste Ort der Welt.

Weißt du noch wie wir dort lagen

In dem feuchten kühlen Gras

In den Sternen unser Wagen
Suchte, doch es wusst nicht was
Weißt du noch wie traumverloren
Wir die ganze Welt erkoren
Unsrer Reisen Ziel zu sein
Wie wir uns auf Flügel schwangen
Uns die Ferne einzufangen
Ach! Es blieb ein Traum allein.
Damals schon seufzest du still
Und nachdenklich zerfiel dein Blick
„Ich kann nicht wollen was ich will
Ich bin der Sohn vom König.
Mein Leben gilt nicht mir allein
Ich muss des Volkes Diener sein.
Ich muss mir gelten wenig

Ich bin der Sohn vom König.“
Wir schwiegen still ich aber konnt
Der Frage nicht mehr wehren
Ich hatte beide uns geschont
Doch wollt es mich verzehren.
Was tust du wenn das Volk verlangt
Des Prinzen Braut zu sehn
Wenn um des Thrones Zukunft bangt
Ein Herr von Adligen
Wenn deines Vaters Gunst dir wählt
Des reichsten Hauses Kind
Wenn er Des Reiches Mächte zählt
Und dir die Rechte find?
Ich fühlte schon als ich noch sprach
Die Tränen auf den Wangen

Ich spürte wie ich Wunden brach
Die quälten dich seit langem
Ich konnte nicht ins Auge dir
Ich musst zu Boden blicken
Ich sah den weißen Stein vor mir
im Tränenglanze blinken.
In Schmerz erbebte deine Stimm
Mein Augenlicht verblasste
Dein mannesstolz Verhaltner Grimm
Allein mein Herz umfasste.
„Ich bin Des Königs erster Sohn
Ich weiß um meine Pflicht
Ich bin geboren Des Reiches Thron
Mein Leben gilt mir nicht
Ich kann mich nicht der Pflicht erwehren

Nicht Meines Lebens Sinn umkehren

Ich ward an meinen Platz gestellt

Wie alles Ding in dieser Welt.

Es gibt am Hof der Neider viel

Die scherzen es sei eitel Spiel

Zu herrschen und zu walten

Ein Reich uns zu gestalten.

Doch mögen sie um ihr Gewissen

Niemals erfahren wie zerrissen

Die Königsbrust den Klüften gleicht

Die Götterkraft in Erden reißt.

Ein Mensch ist jeder König zwar

Doch nur wie er geboren war

Sein Schicksal ist gewiss

Der Gemeinschaft zu geloben

Die ihn auf den Thron gehoben

Die ihn seines Weges wies.

Menschlichkeit ist Königswürde

Freiheit seiner Herrschaft Macht

Doch Des Königs eigne Bürde

Seine lebenslange Wacht.

Niemand kann den Fluch ihm lösen

Niemand ihn als Mensch befreien

Nicht liegt seinem opfernd Wesen

Menschlich zu sich selbst zu sein.“

Weißt du noch wie meine Tränen

Deine Worte reich umfühlten

Meiner Wangen Glühen kühlten

Mein verständnisheischend Wähnen

Deiner Seele Zwiespalt griff
Wie dein stolzer Edelmut
Mich auf seinen Schwingen trug
Wie ich mich in dir verlief?
Schaut ich nicht vertränten Blickes
Wirrend wieder zu dir auf?
Sucht ich nicht Des Augenwinkes
Der mich klärend weißt hinaus?
Wusst ich ob ich schmerzvoll weinte
Oder doch verzweifelt lachte
Wusst ich was mein Herz mir meinte
Was ich tief im Innern dachte?
Ich fühlte deinen Stolz und dich
Die königlich Erhabenheit
Die einem fernen Sterne glich

Der selbst im Dunkeln andern strahlt

Ich wusste dich an Deinen Thron

Wie mich an dich geschmiedet

Und flohst du schmähhch ihm davon

Verschwänd was wir geliebet.

Mich dauerte dein schuldig Blick

Ich sah wie du dich quältest

Du hattest menschlich mich beglückt

Doch unmenschlich du wähltest.

Sollt ich deiner Liebe fluchen

Dein zerrissnes Herz versuchen

Sollt ich dich der Menschlichkeit

Strafen die der Liebe galt?

Sollt ich meines Herzens Klage

Gegen dich ins Felde führen

Sollt mit hinterhältgem Schlage
Tückisch ich die Trommeln rühren?
Ach! Ich konnte keine Klage
Führen, die vor dir bestand
Was dein armes Herz musst Tragen
Hatt bisher ich nur geahnt.
Leichter wär es Dir gewesen
Dich der Welt kalt zu verschließen
Auf des Throns himmlischen Höhn
Deiner Menschlichkeit zu fliehn
Doch kann Menschlichkeit der schenken
Der sie selber nie erlebt?
Der in altklugem Bedenken
Über allen Menschen schwebt?
Dein war nicht die feige Flucht

Der Menschen Weh zu meiden
Du hast Wie jedes Herz gesucht
Ohn Angst um Herzensleiden
Du hast den Zwiespalt wohl gesehen
Dir war bewusst
Das Menschsein heißt
Mit sich selbst unterzugehen.

Im Eise Blitzte spiegelklar
Die Sonn dem winterlichen Tag
In Schnee verhülltem Zauber lag
Das Schloss mit seinen Gärten dar.

Aus prasselnden Kaminen Quoll
Zum Schornstein aus dem Dach hinaus

Der dunkle Rauch ins Himmelsblau

Die Stuben wohlger Wärme voll.

Die Fenster Augen jener Welt

Die träumend hinterm Glase hockt

Den Frost nur an die Scheiben lockt

Wenn Schnee im sachten Winde fällt.

Die Straßen weiß in selger Ruh

Durchbrochen nur vom weichen Klang

Der Glöcklein die den Weg entlang

Am Schlitten fuhrn dem Walde zu.

Der Winter hüllte in sein Tuch

Den wildumrankten Weltenbaum

Nur weißer Schleier Nebeltraum

In Schweigen schwand dem Jahresfluch.

Sie sprengten mit dem Sturm ins Schloss

Der Reiter weiß und weiß das Ross

Der Schnee zerstob im Hufenschlag

Die Mäntel schier im Eis erstarrt.

Die Menge wich voll Furcht zurück

Es flog der Reiter wilder Blick

Verlorn, die Rosse stampften

Im Schweiß die Leiber dampften.

Schon schwangen sie zu Boden sich

Doch noch im Sprung die Kraft entwich

„Wir kommen von den Toten

Wir sind des Königs Boten.“

So schlich in fahlem Leichenhemd
Das blutge Schwert gezücket
Vom grauumwölkten Firmament
Der menschlich Hand entrücket
Mit kaltem Stahl und reichem Brand
Mit Blümlein schon geschmücket
Der Krieg grausam in unser Land
Der Tod lachte beglücket.
Er feierte wie ein Gespenst
Den Einzug in das hohe Haus
Ihm ward die Stille zum Geschenk
Die Leere Tafel Festtagsschmaus.
Auf der Schliche jedem Laute
Der sich selbst zu hören traute
Brach mit ihm die Geisterstunde

Jede frohgemute Runde.
Nur Kinder rannten hin und her
Und fochten freien Sinnes
Den Müttern war das Herze schwer
Sie dachten ihres Kindes.
Der Hof ward still Obgleich der Krieg
Des Frühjahrs erst noch harnte
Es dachte niemand an den Sieg
Der Tod aus allen starrte.
Der kalte Hauch des Winters fuhr
Durchs Fenster das verlassen lag
Der Einsamkeit verlaufne Spur
In seidner Tücher Faltenschlag.
In leichten Flocken blies der Wind
Die Kunde mir ins Herz hinein

Ich Sang des Abschieds leises Lied
Der traumverschneiten Welt allein.
Im ersten Kampf für Reich und Thron
Sah ich dich in der Ferne reiten
Des Königs jugendkühnen Sohn
Vorán Deinen Gefährten streiten.
Dein Ross stieg schäumend in die Höh
Dein Schwert fuhr in den Himmel
Dein Schrei Vertrieb der Menschen Weh
Du stürztest ins Getümmel.
Du schenktest keinen zweifelnd Blick
Den Mannen die dir folgten
Du rissest was dich liebte mit
In scharfer Pfeile Wolken.
Und als des Fähnrichs Stimm erklang

Durchs tosende Gefechte
Zur Fahne stürztest du heran
Und schwangst sie in die Rechte.
Da flogen Speere ungezählt
Dein Ross zu Fall zu bringen
Ich sah Wie es zu Boden geht
Mein Lied wollt mir verklingen.
Und eben da mein Blicke dich
Im wirren Kampf verlor
Fand ich am stillen Fenster mich
In Nebeln zog der Abend vor.
Ich weinte nicht, ich wusste nur
Es konnt nicht anders sein
Im Krieg verschwand mir deine Spur
Du ließest mich allein.

Der Krieg zählt seine Opfer nicht
Der Tod den Dank ihm zollt
Und seines Schwertes Schicksalsstich
Trifft wenn der Würfel rollt.
Wer seines Herzens Liebe sieht
Voll Stolz ins Felde ziehen
Der nimmt im Herzen schon Abschied
Um seiner Angst zu fliehen.
Ich schloss dem Weh mein Herze zu
Und hallte mich in sanfte Ruh
Ich wollt mich Deiner freuen
Und deiner Freud verzeihen.

Und als am Abend wieder ich
Mein Kämmerchen betrat

Da lag wie erstmals auf dem Tisch

Ein kleiner Briefumschlag.

Weißt du noch wie in der Hand

Des Abschieds schwarzes Wort

Durchs ganze Schlosse unbesorgt

Ich kam zu dir gerannt?

Weißt du noch wie du am Wald

Von hohem Tann umschattet

Die Pferde schon gesattelt

Auf mich im Dunkel wartetst

In schwarze Wipfel starrtest

Die Luft war messerscharf und kalt.

Wir ritten durch die Weiße Pracht

Der tief verschneiten Winternacht

Mein Herz war mir so leicht

Ich konnt vergessen was geschah
Was heute Nacht nur Zukunft war
Wir hatten bald
Im tiefen Wald
Ein stilles Haus erreicht.
Weißt du noch wie unser Atem
Wolkengleich zum Himmel wich
Flügelflattern uns umstrich
Als wir jenes Haus betraten?
Weißt du noch wie roter Qualm
Knisternd dem Kamin entstieg
Flammenzüngelnd Schattenkrieg
Rauer Geister uns umdrang?
Weißt du noch wie wir dort saßen
Feuerschein im Augenspiel
Beider Herzen glücklos Ziel

Nur den Augenblick zu fassen?

Es war an jenem Abend

Alle Welt von uns gebannt

Ein Wintertraum der Nebelschwaden

Die im Morgenlichte schwanden

Mit dem Feuer das verbrannt.

Am Morgen zogst du fort ich stand

Mit deiner Mutter vor dem Schloss

Du sprachst Lebewohl dein Blick mich fand

Du schwangst dich auf dein Schlachtenross.

Und kühn wie ich Dich liebte

Ganz des Königs eigener Sohn

Sprengtest du an erster Spitze

Deiner Königin davon.

Ach es war das letzte Mal

Da ich mich glücklich sah

Verflogen ist nun bald ein Jahr

Mit seiner Müh und Qual.

Kälte umschlieÙ mein Herz. Ich blicke in Leere. Ich will weglaufen, doch ich weiß nicht wohin. Es gibt keinen Weg. Die 4 Wände rücken immer näher. Die Welt verblasst. Doch mein Herz ist leer. Dunkel. Kalt. Dort ist nichts mehr. Wo ist die Hoffnung? – Die Freude? – Das Glück, dem ich noch vor wenigen Monaten entgegensah? – Dahin, zerstoßen wie feiner Schnee im Wind, wie bunte Blätter im Sturm. Wildgänse fliegen über mich hinweg. Ich sehe sie nicht. Ich höre sie nur. Ist es mein Herz, das mit ihnen fliegt? – Mein Herz fand keinen Weg in diese Kerkermauern. Wo ist es hin? – Verflüchtigt? – Vergessen? – Unruhe hat mich gepackt. Ich finde mich nicht mehr. Aber wo soll ich suchen? – Im Blick aus dem Fenster auf Stacheldraht und Blechdächer? – Von Bett zu Bett, von Wand zu Wand, von Ecke zu Ecke dieser armseligen Kammer? – Wo soll mein Herz sich aufrichten? – Wie soll ich fühlen, dass ich

noch ich bin? – Wer sagt es mir? – Soll ich es mir sagen? – Nur mehr Leere ist geblieben – und Hass. Ein stiller Hass, ein schweisgsamer Hass, der doch kalt ist wie das gefrorene Eisen am Fenster. Er gehört nicht zu mir und ich weiß es, doch gerade deswegen merke ich, wie er mich frisst, wie er mich auszuhöhlen sucht, wie er mich einnimmt von Stunde zu Stunde von Tag zu Tag. Soll ich mich wehren? – Ich bin nicht Herr meiner selbst, weil ich zu hassen gelernt habe, doch wer bleibt Herr seiner selbst, wo ihm seine Freiheit genommen wird? – Gedanken mögen Fesseln sprengen, doch es beweist auch, dass sie sie kennen. Niemand bleibt in Fesseln frei. Es ist eine Lüge derer, die selbst nie in Fesseln lagen. Fesseln verdammen. Fesseln knechten Körper, Geist und Seele vereint, weil nichts ohne das andere auskommt. Es gibt keinen freien Geist ohne Freiheit, keine freie Seele ohne Freiheit. Es gibt keine Freiheit ohne Freiheit. Freiheit ist Vertrauen auf die Welt. Freiheit heißt Vertrauen in sich wie in andere. Wer soll wem in Knechtschaft vertrauen? – Der Knecht dem Herrn? – Der Herr dem Knecht? – Es gibt dort kein Vertrauen, nur Angst und Hass und Gewalt. Demütigung erfordert den Demütiger wie den Gede­mütigten. Beide kennen keine Freiheit, weil beide kein Vertrauen kennen. Freiheit heißt auf eigene Kosten dem Nächsten zu vertrauen. Freiheit heißt selbst Bürge für die Freiheit

des Nächsten zu sein. Freiheit steht nicht für sich allein, sie ist ohne Bezug nichts, weil sie selbst nur einen Bezug beschreiben kann. Freiheit im Einzelnen ist nur soweit, wie sie dessen Vertrauen in andere beschreibt. Ohne den Anderen ist der Einzelne nicht frei – nur allein. Der Wille zur Freiheit ist nichts Anderes als der Wille zum Vertrauen. Er schließt die Enttäuschung mit ein, die menschliches Fehlverhalten hervorruft. Er nimmt sie in Kauf. Er opfert der Angst vor menschlichem Fehlverhalten nicht seine Freiheit. Er nimmt es in Kauf aus der Überzeugung, dass Angst die Gefahr heraufbeschwört; dass Angst letztens erst jene Gefahr hervorruft, weil sie Misstrauen schafft. Wer fürchtet, misstraut. Wer vertraut, fürchtet nicht. Wer sich vertraut, vertraut dem Anderen, wer dem Anderen vertraut, vertraut sich. Vertrauen ist alle Grundlage menschlichen Zusammenlebens. Vertrauen ist menschliches Zusammenleben. Kein Staat vertraut dem Menschen. Er traut seinen Büchern und seinen tausend Vorschriften. Sie rechtfertigen alles – jede Unmenschlichkeit – niemals Menschlichkeit – denn gerade sie versucht der Staat aus Misstrauen ihr gegenüber zu umgehen. Doch Misstrauen schafft Furcht und Furcht Misstrauen, eine Gesellschaft aber die von ihrem Misstrauen lebt, kann weder eine Gemeinschaft, noch frei sein; denn jeder ist der Knecht seiner eigenen Angst, seiner

eigenen Furcht, seines eigenen Misstrauens – und sät somit weitere Furcht, weitere Angst, weiteres Misstrauen. Es ist eine Abwärtsspirale, die nur durch eines aufgehalten werden kann: eine Wende. Dieser Staat ist eine Sackgasse der Aufklärung, des Ausgangs des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Er hat sich auf seiner Freiheit zur Ruhe gesetzt ohne sich selbst als zu überwindendes Konstrukt zu erkennen. Dies müsste er aber, wenn er wirklich frei hieße. Dieser Staat meint durch mehr und mehr Gesetze das Leben gerechter zu gestalten, doch er begreift nicht, dass das Leben selbst nur gerecht sein kann, während jede Ungerechtigkeit auf das Wirken menschlichen Misstrauens zurückgeführt werden muss. Der Staat aber ist das manifestierte menschliche Misstrauen. Immer noch meint er den Einzelnen bevormunden zu dürfen. Während im Leben aber das Misstrauen Einzelner durch das Vertrauen anderer Ausgleich findet, und wo es ihn nicht findet, doch von allen als notwendig zum Leben freier Menschlichkeit in Kauf genommen wird, da ist Misstrauen im Staat Räson. Er entet aber, was er sät.

Die schlechten Nachrichten treffen uns im Wochenrythmus. Wir sind fertig. Unser Prozess wird vermutlich erst Ende Oktober, vielleicht im November stattfinden. Wir

waren schon in den letzten Wochen fertig. Es wird schlimmer. Wir hangeln uns nur mehr von Tag zu Tag. Ist es möglich? – Es ist grausam.

Gefängnisgedicht

Es schleifen die eiskalten Bande im Sande

Die gutheiße Hitze brüllt höhnende Witze

Im Lachen der Krähen und Geier Vereinen

Des Todes Gesellen ihr hämisches Bellen.

Es geistert durch steinerne Gänge die Enge

Die Türen sie beißen dem Schlosse ins Eisen

Im Froste erstarren die Gitter im Zittern

Die blutigen Hände erschlagen die Wände.

Es Brüllet im endlosen Meere die Leere

Die Mauern verschlucken das bäumende Zucken
Die schleichenden Schergen umwanken die Särge
Das Pochen am Holze der ringende Stolze.

Es brechen die Köpfe zusammen in Flammen
In glimmenden Gluten der Nichtigkeit Bruten
Aus splitternden Trümmern der Aschen erhaschen
Auf kauender Wache sie Blicke der Rache.

Sprengt die Ketten, sucht zu retten
vor der Feuer Ungeheuer aller stolzen Menschen Herz!

Sprengt die Mauern, wo sie kauern,
brecht den Rächer im Verbrecher, sprengt die Kerker him-
melwärts!

Wer bist Du? – Weiß ich es noch? – Weiß ich es wieder?

– Wer bist du dessen Bild mir in der Pfütze auf dem Boden erscheint? – Blass ist dein Gesicht und verschlossen und eine Kälte zieht darüber hinweg, die nicht dieser Welt, nicht deiner Welt angehört. Hinter dir schimmert blassblau im Wolkendunst sich verlierend der Himmel durch das schwere von Ranken überwucherte Eisengitter, das dich von ihm trennt. Bist du es noch? – Erkenne ich dich noch? – Welch trüber Blick! Hast du das Lachen verlernt? Eisern und hart, zurückgezogen, abgewendet, wie aus weiter Ferne schaust du mich an. Schaust du mich überhaupt an? Kennen deine Augen mich noch? Können sie mich sehen? Du schaust mich nicht an, du schaust durch mich hindurch. Du ruhst, doch nicht in dir. Dein Auge ruht, aber es entbehrt des Blickes. Wo ist er, dein Blick? Ist er dir geflohen? Hast du ihn verstoßen? Wurde er dir gestohlen? Wer bist du?

Sie treiben dich von Käfig zu Käfig. Hinter dir fallen Türen in das Schloss. Einmal brennt Licht gleißend hell, einmal umhüllt dich die Dunkelheit. Dir ist alles gleich. Rasselnder Stahl der Handschellen ist es, der dich an die Menschen bindet, die dich durch die engen Gänge geleiten – sonst nichts. Du sprichst nicht ihre Sprache, aber du weißt, was sie von dir wollen. Du verstehst ihre Worte, aber du antwortest nicht. Du schaust ihnen zu – von oben. Du

lächelst matt. Doch nicht für sie. Nicht einmal für dich. Nur für deine Verachtung. Weißt du überhaupt, dass du sie verachtetest? – Du weißt es nicht. Weißt du, dass du sie hasst? – Du weißt es nicht. Du kennst weder Verachtung noch Hass. Sie sind kein Teil von dir – aber von ihnen. Sie schleifen und zerren sie hinter sich her, sie schieben und stoßen sie hierhin und dorthin. Sie haben ihren Hass und ihre Verachtung in Ketten gelegt. Sie fürchten nicht dich. Sie kennen nicht dich. Sie fürchten den Hass und die Verachtung. Du lebst ohne sie. Sie leben mit ihnen – von ihnen. Wissen sie, was sie herumtragen? – Wissen sie, was sie zerren und schleifen und schieben und stoßen? Sie kennen nur den Hass und die Verachtung. Sie schleifen und stoßen Hassende und Verachtende. Sie schleifen und stoßen Geschliffene und Gestoßene. Geschliffene und Gestoßene aber sind Hassende und Verachtende. So trägt einer den anderen. Was wäre der eine ohne den anderen? – Du schaust dies Schauspiel aus der Höhe. Du wunderst dich nicht. Nicht mehr – der grausamste Mensch ist der halbe – seine bessere Hälfte aber ist der Staat. Er ist so viel Mensch wie du in seinen Ketten, so viel Hund wie du in seinem Käfig, so viel Sklave wie du unter seinem Gesetz. Er hört dort auf, wo du anfängst. Er hängt an deinen Ketten. Er würde fallen ohne sie. Er klammert, weil ihm der Fall bangt, du trittst,

weil es dich in das Grabe rafft. Du siehst in seinen Augen Paragraphen. Einer nach dem anderen flattert vorüber. Der Kopf rattert. Er sucht den Richtigen. Hektisch durchblättert er seine Bücher. Wo ist die Regel? – Wo die richtige Klausel? – Was spricht das Buch über Ausnahmen? – Er ist ein Klammeraffe. Er hat sich in Worten festgebissen. Er buckelt vor dem Papier mit Siegel. Er ist zu groß um nichts zu sein, und doch zu klein um den Stapel der Gesetzestexte zu überschauen. Er lebt nach Vorschrift – er lebt in der Vorschrift. Die Vorschrift lebt in ihm. Er ist die Vorschrift, weil er sonst nichts ist. Sie ist seine Auszeichnung, weil er sonst nichts hat. Sie nimmt sich seiner voller Erbarmen an, weil es ihr ein Leichtes ist, seine Leere zu füllen. Seine Leere ist seine Kälte. Die Vorschrift fällt in Eismeer und alle Fische stürzen sich auf sie wie auf einen Leckerbissen. Sie schenkt ein Leben im Windschatten. Sie schenkt ein Leben im Schatten. Sie schenkt ein Leben unter Aufsicht. Sie schenkt ein Leben in Begleitung. Sie schenkt Zweisamkeit dem Einsamen, denn wer sich ihr anvertraut ist nicht mehr allein – nie mehr allein. Er ist ihr Knecht. Er tut und macht in ihrem Namen und wo sie aufhört, hört auch er auf. Sie ist seine Sicherheit, sein sicherer Hafen. Dort harret er der Schiffe, die da stranden, denn die See ist unruhig und voller Gefahr. Zerrissene Segel müssen neu geflickt, leere Fässer

neu gefüllt werden. Wind und Wetter treiben Schiffe in den Hafen. Er stürzt sich auf sie und beginnt sein Schleifen und Stoßen. Er weiß nicht um Wind und Wetter. Er ist töricht genug zu glauben, die Schiffe seien freiwillig gekommen. Er kennt weder Durst, noch zerfetzte Segel. Er sieht es nicht. Er kennt das Meer nicht. Er will es nicht sehen. Es ist rau und peitschend wie der Wind und wankend wie die Wellen und schäumend wie die Gischt, die über das Deck spritzt. Er fürchtet das Wasser. Er fürchtet den Tropfen mit der Angst des Eises vor dem Frühjahr, denn er ist das Eis und er fühlt sich in seiner Starre geborgen. Er ist die Kälte und er kennt kein Zittern, keine weißen Wangen, keine blauen Lippen und kein Krampfen in der Brust. Er kennt keine Atemwölkchen, denn sein Atem ist der Hauch des Eises. Was er einmal war, ist erfroren. Er ist nur mehr Eiskruste – spröde und schweigsam. Er spricht in Vorschriften. Die Vorschrift spricht in ihm. Nur die Totenstille offenbart sein Ächzen und Stöhnen. Das Knarzen des Eises ist der Laut des Lastenträgers. Tief gebückt, das Haar schon ergraut, die müden Beine schleppend, trägt er die Vorschrift. Sie hat ihn ausgehöhlt, von innen zerfressen, sich zu Eigen gemacht. Er lebt unter ihr. Sie thront über ihm. Sie ist seine Unfreiheit, seine Sicherheit. Sie ist sein Kopf und er ihr Körper. Sie ist sein ganzer Geist und er ihr

williges Werkzeug. Er ist so viel Wort wie die Vorschrift, so wenig Sinn wie das einfache Wort. Die Vorschrift ist sein ganzer Sinn. Er tut, was er tut, für die Vorschrift nach Vorschrift. Er hüpfte von Vorschrift zu Vorschrift über klaffende Abgründe der Leere. Je enger Vorschrift an Vorschrift rückt, desto kleiner wird die Kluft, desto kleiner wird die Leere; desto kürzer muss er springen, desto ruhiger schlägt der Puls. Das Netz seiner Vorschriften ist seine Form. Es hält ihn aufrecht. Es ist seine Haltung. Es hält ihm seinen Rücken gerade und den Kopf aufrecht. Es ist sein Stolz und seine Würde. Wie viele Vorschriften habt ihr? , fragt er mit ernster Miene. Er blickt gutmütig daher. Ein kleines stolzes Leiden glimmt in seinen gütigen Augen. Er ist Diener und er weiß es. Er ist Opfer und er ist stolz darauf, denn er hat sich selbst geopfert. Seine Dienstefrigkeit ist sein Stolz. Sein edler Verzicht auf sich selbst ist seine Würde. Die Zurückstellung seines Selbst ist seines Amtes Zier. Sein Amt ist selbstlos. Und er ist stolz darauf, denn es dünkt ihm edel auf sich selbst verzichten zu können. Er opfert sich der Vorschrift – und dient ihr selbstlos – denn es dünkt ihm edel selbstlos zu dienen. Er rühmt sich seiner Selbst – losigkeit wie der Trunkene, der auf dem Tisch tanzt, wie der Berauschte, der im Farbenmeer erwacht. Er ist sich selbst los und ehrlich genug es offen zuzugeben.

Das ist seine Freiheit. Die Freiheit des Trunkenen, die Freiheit des Berauschten. Er ist frei von sich selbst. Das ist sein kleines Leiden im Auge. Er möchte, dass du weißt, dass er wollen muss, weil er müssen will. Er ist nicht er selbst. Er ist gar nicht dabei. Er blickt von außen und duldet die Vorschrift in sich. Er ist das kleine Leiden. Der Rest ist seine Vorschrift. Niemand will – alles muss. Er ist nicht er selbst und er will, dass du das weißt. Er will, dass du siehst, dass er ein Opfer ist wie du. Er hat sich selbst geopfert, nun opfert er dich. Er meint dein Leiden zu kennen. Er meint von dir das Gleiche verlangen zu können, was er von sich verlangt hat – Selbstlosigkeit und die Anerkennung der Herrschaft der Vorschrift. Die Vorschrift verlangt die Unterordnung mit Gewalt. Sein Funke verlangt sie dir ab. – Er fordert deine edle Selbstlosigkeit. Er fordert die Aufgabe deines Selbst in Würde. Er fordert deinen Selbstverzicht.

Sein Funke ist seine ganze Menschlichkeit. Sie ist nur Schwäche und nichts als Schwäche. Er ist eine gebrochene Menschlichkeit – ein jammernder Trümmerhaufen, der aus seiner Tiefe um deine Gemeinschaft buhlt. Nichts Anderes hat die Vorschrift übriggelassen. Sie aber lebt auf diesen Trümmern und aus allen Schlitzern und Löchern spießt ihr neues Leben zu. Sie gedeiht prächtig auf der Schwäche.

Sie ist die Trutzborg der Flüchtigen. Aller Flüchtigen. Sie ist die Heimat der Selbstlosen. Sie fürchten alles und am meisten sich selbst. Sie waren sich selbst zu sehr Ballast. Da schmissen sie sich fort und wurden Vorschrift. Nun zerren und stoßen sie Selbstverliebte hin und her und sie sind stolz darauf, denn sie haben schon überwunden, was andere noch in das Verhängnis treibt. So überwindet euch doch und lernt zu folgen, so werdet ihr auch bald wieder zu führen verstehen, sagen sie und das Auge der Vorschrift funkelt. Sie haben sich überwunden, als sie von sich ließen. Nun hängen sie an der Vorschrift. Selbst die haben sie noch unterwunden. Nun wissen sie zu folgen. Es ist ihr ganzer Stolz, denn es ist alles, was ihnen blieb und mit beiden Händen halten sie daran fest. Die Vorschrift führt sie. Sie führen die, die nicht folgen wollen. Sie zerren und stoßen sie.

War es darum, dass dich dein Blick verließ? – Über dein Gesicht treibt der Wind in Wellen. Das Wasser schwankt, du schwankst. Das Gitter schwankt. Selbst der Himmel schwankt. Wo bin ich? – Der Käfig ist eng. Durch seine Gitter dringt keine Luft, die dich atmen lässt. Der Käfig ist kalt. Die Kälte lässt dich frösteln. Schauer um Schauer brechen über dich hinweg. Es ist zu kalt für dich. Es ist zu

eng für dich. Der Funke der Vorschrift treibt dich vollends davon. Er funkelt aus den Augen der Gebrochenen. Die Gebrochenen wälzen sich im Schlamm der Vorschriften. All ihre Trümmer sind schon verschlammt und sie stapeln sich. Es ist zu eng. Es ist verschlammt. Und alles fault. Alles stinkt. Der Funke schillert tot aus Ölpfützen. Er ist seiner Farben froh und stolz. Er wälzt sich in seiner Erniedrigung. Er wälzt sich in seiner Selbstlosigkeit. Er sonnt sich in seiner Nichtigkeit. Ich war einmal ein Selbst, doch ich selbst habe es verworfen. – War es so leicht, dass er es allein schon packen konnte? – War es gerade so groß und klein genug, dass er es zu finden wusste? – War es so hübsch abgeschnitten, dass es ihm gerade in eine Hand passte? – Es muss ihm wenig gefallen haben dieses Selbst, dass er es einfach davonwarf. Wo warf er es doch hin? – Wie ein Brei fließen die Selbstlosen in die Formen der Vorschriften und füllen sie aus. Was plagt ihr euch noch herum? – Werft euer Selbst von euch und alles hat auf einmal Sinn und Gehalt. Es steht doch geschrieben, was ihr zu tun habt. Tut und ihr wisst, warum ihr es tut – weil es geschrieben steht. Ist das nicht Sinn und Gehalt? – Werdet selbstlos – so seid ihr auch nicht selbst – Schuld.

Ihr Funken ist ihr Stolz. Wir wollen nicht, wir müssen, sa-

gen sie. Warum aber müsst ihr doch? – Weil ihr zu schwach seid zum Wollen. Ihr Stolz ist ihre Schwäche, denn sie ist ihre Menschlichkeit. Auch wir sind Menschen, sagen sie. Aber sie sind selbstlos. Ihr Selbst ist nur mehr ein Funken, eine Schwäche, eine Erniedrigung – ein Bewusstsein um die Selbstlosigkeit. War ihnen ihr selbst so schwer, dass sie es nicht tragen konnten? – War es ihnen so leicht, dass der Wind es ihnen davontrug? – War es ihnen so klein, dass sie es nicht fanden, als sie es suchten und sie voll Enttäuschung sprachen: So bin ich wohl selbstlos? – Sie sind so viel Mensch wie der Mensch ohne Selbst noch Mensch ist. Hast du mit ihnen geredet? Du hast mit ihrer Vorschrift geredet und sie haben geantwortet wie Papier antwortet, wenn du ihm Fragen stellst. Sie tragen die Vorschrift und die Vorschrift trägt alle Verantwortung.

Sie sind Vorschriftsgläubige. Sie huldigen ihr. Warum huldigen sie ihr doch? – Weil sie ihnen ihre Freiheit nahm. Weil sie ihnen ihr Selbst nahm. Weil sie ihnen ihren kleinen Stolz gab – einen kleinen Funken Menschlichkeit – eine erniedrigte Menschlichkeit – eine zerbrochene Menschlichkeit. Ist es nicht auch menschlich zerbrochen zu sein und zu folgen? , fragen sie. Es ist menschlich dem Diktat aufzuwarten – es ist menschlich sich selbst zu schwer

zu sein – es ist menschlich wie die Schwäche menschlich ist. Der halbe Mensch ist der schwache Mensch. Du fandest keinen Platz unter diesen Halben. Es war dir zu eng zwischen ihren Hälften. Sie passten zu gut ineinander. Sie hatten keine Ecken und Kanten und keine Leere zwischen sich, wenn sie sich aneinanderschmiegt. Die Vorschrift schmiegte sie aneinander. Sie ließ keinen Platz für dich. Darum verschwandst du. Darum verschwand dein Blick. Darum blieb ihnen nur dein Hass und deine Verachtung. Sie haben sie in Ketten gelegt und sie sind froh darum, denn beides fürchten sie.

Wohin aber bist du gegangen, als du sie hier zurückließest? – In die Wolken bist du gegangen über das Meer, um die schwankenden Schiffe zu schauen und die wilden Stürme und die Schiffbrüchigen. Weißt du doch, warum ihr Schiff zerbarst? – Weil die Stürme es an das Riff schlugen und öfter noch, weil ihre trüben Augen das Riff nicht sahen und ihre Karten das Riff nicht kannten. Nun treiben sie dem Lande zu und ehe sie recht bedacht, was sie tun, sind sie schon im sicheren Hafen und alles stürzt sich auf sie um sie zu schleifen und stoßen. Du bist nicht lang allein in den Wolken. Die Käfige sind voll. Du bist nicht der Einzige, der ihnen nur Hass und Verachtung ließ und selbst floh.

Rings um dich sind Verbrecher. Verbrecher wie du. Gefangene wie du. Seefahrer und Schiffbrüchige wie du – Gärtner, Schmuggler, Diebe, Mörder, ein alter Mann. Fuhr auch er noch zur See? – Er reicht stumm zum Gruß allen die Hand. Seine Augen funkeln traurig unter den buschigen Augenbrauen hervor. So setz dich Kamerad zur See. Wir haben noch Platz zwischen unseren Ecken und Kanten. – Du bist unter Seefahrern. Du bist unter Schiffbrüchigen. Du bist unter Menschen. Kein halber, kein schwacher verliert sich hier hinauf – kein Selbstloser. So seid ihr selbst Schuld? , fragt der Richter. Ja das sind wir, sagen wir, und das ist unser Stolz. Du aber bist selbstlos und das ist dein Stolz. Wer aber ist mehr Mensch? –

Der Verbrecher ist schuldig. Das ist seine Zier. Er ist ehrlich. Das ist seine Menschlichkeit. Er ist er selbst. Das ist sein Verbrechen. Er ist er selbst. Das ist seine Stärke. Er ist Seefahrer. Das ist sein Stolz. Er segelt mit morschem Kahn, zerrissenen Segeln, falschen Karten und Kompanten, aber er segelt. Er wagt sich auf die hohe See. Fürchtet er nicht sein Schiff? – Vielleicht doch kennt er keine anderen und meint es müsste so sein? – Vielleicht doch dünkt es ihm gerade recht mit seinem morschen Holze, seinen zerrissenen Segeln und seinen Karten und Kompanten? – So sticht sein

Selbst furchtlos in See. Es ist zu kühn um im sicheren Hafen zu verweilen. Es ist zu selbstverliebt, um sich unter die Selbstlosen zu mischen. Es ist sich zu schwer, um sich fort zu werfen. Es scheut sich nicht dem Leben tief in die Taschen zu greifen. Es scheut sich nicht vor Schuld. Es scheut nur die Selbstlosen, die Halben, weil es ganz Mensch sein will.

Wir schreiben mittlerweile den 1. November. Unser heiß ersehnter Prozess am 27. Oktober blieb eine Enttäuschung wie alle bisherigen. Unsere Haftzeit wurde nun vorsorglich bis zum 11. Januar 2022 verlängert. Unser nächster Prozess ist am 16. November. Er wird nicht der Letzte sein und mittlerweile hoffen wir nur mehr bis Weihnachten wieder zu Hause zu sein. Mein Studium hat sich erledigt. Unser zweitägiger Ausflug in das Gericht im Grenzbezirk hat uns verändert. Er hat auch unseren Blick auf diese Situation verändert.

Er begann wie alles innerhalb dieser Gefängnismauern mit dem Rasseln unserer Tür. Wir hatten gehant, dass wir einen Tag früher zum Verhandlungsort verlegt werden würden und waren dementsprechend schnell reisefertig. Unschlüssig über das benötigte Gepäck, packten wir uns Zahnbürste, Bleistift und ein leeres Papier in die Hosentaschen. Wir

waren fertig für den Abtransport. Wir freuten uns. Es passierte etwas. Wir kamen einmal hinaus aus unserer eintönigen Kammer. Doch die Freude währte nur sehr kurz, denn im Polizeiwagen wurden wir in 4 Einzelkammern gesperrt – sie reichten gerade so zum Sitzen, doch wir mussten den Kopf leicht einziehen. Die Knie lagen schon an der gegenüberliegenden Wand an. Platz gab es nicht und Menschen mit einer wirklichen Platzangst wären wohl unmittelbar durchgedreht. Es war stockfinster. Unsere Stimmen hörten wir gegenseitig nur gedämpft. Su rumpelten wir denn los. Wir fühlten uns mehr denn je wie Hunde, weggesperrte, bissige Köter oder aber wie Fische in der Dose – gut eingelegt und in Berührung mit allen vier Seitenwänden. Wir fuhren wohl ungefähr zwei Stunden. Da wir keine Uhren tragen durften und unser Zeitgefühl unter den letzten zweieinhalb Monaten strak gelitten haben dürfte, ist diese Angabe aber mit Vorsicht zu genießen. Es war auf jeden Fall dunkel, als wir unsere Herberge für die Nacht, eine Polizeistation in der Nähe des Gerichtes, erreichten. Wir sahen uns erst im Gerichtssaal wieder. Einzeln wurden wir nacheinander einquartiert.

Doch ich und ein weiterer hatten das Glück in eine schon belegte Zelle geschoben zu werden. So fanden denn ich

und er uns jeweils mit einem Verbrecher in unserem Zimmer wieder. Die anderen beiden mussten den Abend und den morgen alleine verbringen. Wir aber nutzten denn die Gelegenheit sofort unsere Russisch – Kenntnisse auf die Probe zu stellen und in das Gespräch zu kommen. Es war sehr spannend – sehr befremdlich und immer wieder zum Ver zweifeln.

Mein Zellengenosse, ein freundlicher, älterer Herr mit kurzen weißen Haaren und kurzem weißem Bart hatte mit einer Handvoll Hanf im Auto in die russische Föderation einreisen wollen. Er war selbst Russe. Er saß nun seit 3 Jahren in Pskow in Untersuchungshaft. Er hatte sein Urteil immer wieder angefochten, denn sie wollten ihn für 11 Jahre in das Gefängnis sperren. 11 Jahre. Ich konnte es nicht fassen, als er es sagte. 11 Jahre. Er hat eine Frau und eine mittlerweile 5 – jährige Tochter. Er hat sie zuletzt mit 2 Jahren gesehen. Kann man das fassen? – Kann man das glauben? – Dieser Mann hat niemandem direkt geschadet. Ich meine sogar, auch er wusste nicht um das Ausmaß seines Verbrechens Bescheid. Wieso hätte er sich auch sonst erwischen lassen? – Nun sitzt er seit 3 Jahren im Zimmer in Pskow. Was unterscheidet seinen Fall von unserem? – Ich habe ihn gefragt, wie er es aushalte. Er hat auf sein Kreuz

gedeutet und zum Himmel geblickt. Er las den Abend ein Buch über das menschliche Gehirn. Als ich ihn fragte, erzählte er, dass er sich für Physik und den Sternenhimmel interessiere. Er sitzt im Gefängnis und jene, die ihn einsperren, haben den ganzen Tag nichts Besseres zu tun, als die Instagram – Stories ihrer Stars zu verfolgen oder auf dem Handy Mario Card zu spielen. Das ist traurig. Es ist zum Verrücktwerden. Aber die Geschichte seines Freundes ist noch absurder. Sie hörte ich am kommenden Morgen, als wir uns im Gerichtssaal wiederfanden. Sein Freund saß seit einem Jahr in Untersuchungshaft. Er hat gar nichts gemacht – und stand wohl nur zu eng in Kontakt mit ihm. Er wird wohl auch freigesprochen und nach Hause zurückkehren. Allerdings erst wenn die Untersuchung abgeschlossen ist. Sie kann aber nur abgeschlossen werden, wenn der zu 11 Jahren Verurteilte das Anfechten aufgibt. Es ist eine menschliche Zwickmühle. Gibt mein Zellen-genosse das Anfechten auf, kommt sein Freund wohl frei, er aber muss 11 Jahre im Gefängnis verbringen. 11 Jahre. Kann ihm jemand vorwerfen, dass er anfecht? – Wohl nicht einmal sein Freund, obwohl der seit einem Jahr schuldlos in einer Kammer mit 9 weiteren Verbrechern verbringt. Auch er hat eine Frau und ein Kind. Er darf mit ihnen jede Woche 10 Minuten telefonieren.

Wir nun fühlen uns ungerecht behandelt, wissen aber immerhin, dass wir nach Russischem Recht ein schweres Verbrechen begangen haben. Wir sind seit zweieinhalb Monaten im Gefängnis – er seit einem Jahr und er weiß nicht (nach eigener Aussage), was er falsch gemacht hat.

Es ist grausam. Es wird alles so relativ. Warum sollten nicht auch wir am Ende ein Jahr hier verbringen? Wovon hängt es ab? – Von der Laune des Richters? – Dem Tempo der Bearbeitung des Falles? – Hier verschwimmen die Wochen, die Monate, die Jahre in den Händen von Selbstlosen, die mit Zeiten und Fristen jonglieren, die sie nicht verstehen. Wissen sie was ein Tag in einem Gefängnis bedeutet? – Eine Woche? – Ein Monat? – Geschweige denn ein Jahr? – Sie haben vermutlich keinerlei Ahnung von dem, was sie anderen Menschen antun, sonst müsste jeder klardenkende Mensch ihnen ja glatt Unmenschlichkeit unterstellen. Doch sie sind nur soweit Unmenschen, wie sie keinerlei Verantwortung für ihr Handeln übernehmen. Sie wissen scheinbar nicht, was sie im Namen dieses Staates tun. –

Unser Prozess war lachhaft. Er hätte auch in unserer Abwesenheit stattfinden können. Es gab keine Verhandlung – keine Diskussion. Unsere Anklageschrift wurde nun zum dritten Mal verlesen – lustlos und gelangweilt von einer

jungen Vertreterin des Staatsanwaltes. Die Richterin verließ des Raum, kam wieder und offenbarte uns, dass sie noch gar keine Zeit gefunden hatte, sich mit unserer Akte zu beschäftigen. Wozu dieser Prozess? – Nur eine Ver-tagung. Wir durften die Verlängerung unserer Untersu-chungshaft bis zum Januar abnicken und schon stürzte die Richterin wieder aus dem Saal. Für uns interessierte sich niemand. Ob vier Affen, vier Hunde oder gar vier Mars-männchen eingesperrt im Käfig an der Verhandlung teil-nahmen, war ohne Belang. Sie mussten nur nicken können. Die Richterin hätte einen Unterschied vermutlich nicht einmal bemerkt – und selbst wenn, wäre sie selbst – los und sicher genug gewesen um ihn geflissentlich zu übersehen. Für ein wenig Menschlichkeit schien ihre Kutte kein Platz zu bieten. Ihr Unterschied zur Inquisition? – Wohl nur der unterschiedliche Quellenbezug. Recht bleibt Recht. Es war unmenschlich.

In Handschellen wurden wir abgeführt und in unsere Ein-zelkammern in dem Transporter gesperrt. Kurze Zeit dar-auf fanden wir uns in der Polizeistation wieder. Ich war nur mehr Wut. Warum behandeln sich Menschen gegenseitig auf eine solche Art und Weise? – Warum ist man selbst die-ser Kleingeistigkeit so schonungslos ausgeliefert? – Warum

wird das von allen stillschweigend geduldet? – Warum ist die Welt so ungerecht? – Versteht dies jemand? – Irgendjemand?

Einige Zeit darauf kam mein Zellengenosse wieder. Er war ruhig, gefasst, fast gut gelaunt, mochte es scheinen. Ich versuchte ihm in einfacher Sprache zu erklären, warum ich dies alles nicht verstände. Er lächelte, pflichtete mir bei und rauchte ein paar Zigaretten. Er saß seit 3 Jahren hinter Gittern. Worüber sollte er sich noch aufregen? Es half doch nichts. Er hatte sein Kreuz und Hilfe erwartete er nur noch von oben, wenn überhaupt. Er glaubte an keine Gerechtigkeit mehr auf dieser Erde. Wie sollte er auch? – Irgendwann am Nachmittag fuhren wir zurück nach Pskow. Im Wartezimmer der Haftanstalt, wo alle Ankömmlinge auf ihre Einzelkontrolle warten, trafen wir unsere beiden Zellengenossen wieder. Wir unterhielten uns kurz, sie rauchten. Kurz darauf öffnete sich die Tür und ein alter Mann trat ein. Schweigend reichte er allen die Hand. Er ging gebückt am Stock. Seine langen Haare und sein langer Bart schenkten ihm ein unwirkliches Aussehen. Er trug einen schwarzen Mantel, darunter eine alte Hose und kaputte Schuhe. Er wirkte traurig, verängstigt, fehl am Platze. Doch wer ist dort nicht fehl am Platze? Plötzlich öffnete sich wiederum

die Tür und es strömte eine Schar von 8 – 10 Männern in die räumlich sehr begrenzte Kammer. Man kannte sich. Sie kannten auch uns, vor allem unseren Gesang und so fragten sie nach einem Lied. Wir kamen dem Wunsch nach und alle klatschten. Nun wurden einzeln alle zur Kontrolle geholt. Wir blieben bis zuletzt in der Kammer, um keine Gelegenheit des Austausches zu verpassen. So lernten wir den Gärtner, den Dieb und den Mörder kennen. Der Gärtner, ein am Arm tätowierter Mann im Alter zwischen 25 und 30 in Jogginghose, Sweatshirt und Sportschuhen hatte mit seiner Freundin und einem befreundeten Pärchen Hanf angebaut. Sie werden vermutlich zu 10 Jahren Haftstrafe verurteilt. Der Dieb, ein gewitzter George, der Zeit unseres Aufenthaltes in dieser Runde das Gespräch führte, war schon seit fast einem Jahr in Pskow und hatte mit einer Haftstrafe von wenigen Jahren zu rechnen. Als wir ihn auf unseren Eindruck von der Arbeit der Gerichte hinwiesen, trafen wir auf vollstes Verständnis. Er lachte schallend und erklärte uns die Arbeitsweise der Gerichte in den wenigen Worten und Lauten: Bla – Bla – Bla – Bla – Bljat. Später fragten wir ihn nach seiner Arbeit. Auch da lachte er schallend. Er hätte nie gearbeitet, sondern sich stets genommen, was er bräuchte. Er war wohl ein richtiger Ganove. Neben ihm saß auf der Bank ein Araber. Er sagte

nichts und schien doch lebhaft am Geschehen teilzuhaben. Seine klugen Augen beobachteten alles. Er hatte schwarzes Haar und war im Gegensatz zu den anderen sehr edel gekleidet. Er trug einen schwarzen Mantel, dunkelblaue Jeans und Sportschuhe. Er stach von Anfang an aus der Menge heraus. Als er die Kammer verließ, fragten wir den Georgier, was er über ihn wüsste. Er erklärte gestenreich, dass der Araber zwei Menschen erstochen hätte, seit 6 Monaten hier in Pskow wäre und 15 Jahre Haftzeit erwartete. Auf unsere Nachfrage, warum er dies getan hätte, antwortete er wiederum mit schallendem Lachen: Er wohne in der Zelle 86. Wir sollten ihn selbst fragen.

Dann wurden wir kontrolliert und in einen noch kleineren Warteraum geführt, wo sich die vorige Runde wieder zusammenfand. Alles stand dicht an dicht und unterhielt sich aufgeregt, fröhlich. Die Stimmung war ausgelassen. Wer nicht gewusst hätte, sich hier in einem Gefängnis zu befinden, wäre bestürzt gewesen, hätte man ihn darauf hingewiesen. Es war bestürzend. Verrückt. Ungreifbar. Komisch im wahrsten Sinne des Wortes, denn zu absurd um ernst zu sein. Wir waren von einer Stunde zur nächsten im Gefängnis angekommen. Wir verstanden nun die anderen, weil wir im Ansatz erlebt hatten, was sie verband. Sie wa-

ren Ausgestoßene, Verbannte, Opfer eines toten Systems, dessen Fassade die Fratze einer Menschlichkeit ziert. Sie alle hatten nichts mehr zu verlieren, weil sie Verlorene waren. Sie waren in den Fängen des Staates – dort wo das Leben aufhört und der Tod noch im Leben beginnt. Sie alle freuten sich über die willkommene Gesellschaft. Sie alle freuten sich unter Menschen zu sein, die verstehen, was es heißt, der Zeit geschlachtet zu werden. Sollten sie sich der kurzen Zeit in Gemeinschaft nicht freuen dürfen? Uns war seltsam zu Mute. Aber auch wir freuten uns – für sie, aber auch für uns, denn wir waren nun ein Teil von ihnen. Irgendwann öffnete sich die Tür. Vier sollten hinauskommen. Also gingen wir los. Doch es gingen nicht nur vier, sondern direkt alle. Wir ließen sie an uns vorbeiziehen und spazierten mit dem jungen, blonden Offizier, den wir kannten. Alle sonst peinlich eingehaltenen Sicherheitsregeln schienen vergessen. Die Türen öffneten sich und auf den Innenhof zog in wildem Pulk ungeordnet und doch zielsicher die Gruppe von 15 bis 20 Verbrechern. Vor der Tür ihres Blockes hielten sie, bis aufgeschlossen wurde. Ein Wachmann lief vorn. Unser blonder Offizier mit uns ganz hinten. Dazwischen der alte Mann und der Mörder, der Gärtner, der Schmuggler, sein Freund und all die anderen, die sich aus welchen Gründen auch immer wieder auf ihre

Zellen begeben sollten. Sie taten es von ganz allein. Es waren wohl fast 20 und 2 Wachmänner. Natürlich sind die Mauern dieses Gefängnisses schwer zu passieren. Natürlich eilten bei Anzeichen des Aufstands sofort unzählige weitere Wachen durch die Gänge.

Und doch mussten wir uns auch bei diesem Zug durch die Nacht verwundert die Augen reiben. Sollten wir lachen? – Waren es nicht allesamt Verbrecher, die dort wie aus freien Stücken über den Hof zogen, durch die Tür und die Treppe hinan und sich hübsch vor ihren verschlossenen Zellentüren einfanden, um auf den Wächter mit dem Schlüssel zu warten? – Waren es nicht der Mörder und der Gärtner, der Schmuggler und der alte Mann, wir und die zahllosen Anderen, die dort wie Heimkommende ihrer erneuten Wegsperrung harreten? – Was lässt der Mensch nicht alles mit sich machen ohne aufzubegehren?

Wir waren nun seit 3 Monaten in Gefangenschaft. Was dies bedeutet, wird uns langsam erst bewusst. Wir kamen im Hochsommer. Die Blätter des einzigen Baumes, den wir von unserem Fenster aus sehen können, waren grün. Irgendwann wurden sie gelb und wir fluchten, aber es half uns nichts und irgendwann fielen sie von Tag zu Tag Stück für Stück ab. Nun ist der Baum schon seit einigen Wochen

kahl. Vor ein paar Tagen hat es das erste Mal geschneit – nur leicht in nassen Flocken, die sich augenblicklich wieder verflüchtigten, aber es hat geschneit. Wir sind nun seit 3 Monaten in unserer Kammer. Wir können das nur schwer fassen. Wir hangelten uns stets von Tag zu Tag, stets und unentwegt von der Hoffnung getrieben es könnte der letzte sein, aber es war nie so weit. Was sind 3 Monate? Die Briefe unserer Familien lassen uns erahnen, was wir verpasst haben, was 3 Monate im Leben bedeuten, und auch uns bedeuteten. Hier verschwimmt alles. Der Sommer ist lange dahin, aber seitdem ist nichts passiert. Wir haben unser Zeitgefühl verloren. Hinter uns liegen 3 Monate Leere. Wir schweben. Was ist geschehen? – Die Zeit rauscht an uns vorbei, doch wir haben keinen Zugang zu ihr. Wir haben das Leben aus den Augen verloren. – Was ist das Leben hinter diesen Gefängnismauern? Hoffnung wohl zu- meist und stille Wut. Wer ist nicht unter dem kalten Blick der Objektivität erstarrt?

Wir haben mit der Justitia gebrochen. Kann wägen und richten, wer seine Augen konsequent vor dem Menschen verschließt? Kann ein Gesetz gerecht sein? – Dem Menschen gerecht werden? – Kann es so menschlich sein, dass es das menschliche Herz in seiner Gänze zu fassen ver-

mag? – Kann der Mensch ihm blind Gehorsam leisten? – Darf er es überhaupt nach bestem Wissen und Gewissen? – Bleibt er überhaupt Mensch, wo er seine Augen vor dem Nächsten verschließt und der Objektivität huldigt? – Was ist doch diese Objektivität, die ihre Würde darin findet dem Menschen nicht in die Augen zu blicken? – Sie ist ein Scheingewand der Gerechtigkeit, ein Trugbild, ein Hexenwahn. Sie verklärt den Menschen zum Objekt. Was aber bleibt vom Menschen, wenn man ihn auf das Objekt reduziert? – Wenn man nur das Gleiche sucht, um abgleichen zu können? – Wenn er Rede und Antwort zu stehen hat vor einem Monster, das ihn gar nicht verstehen will, gar nicht verstehen kann.

Gleichbehandlung ist keine Gerechtigkeit und unser Gesetz nicht unser Recht. Leben ist Fluss und Wandel; Bewegung; der Starke ist im Recht, derjenige, der genug Selbst ist, um anderen in Menschlichkeit gegenüberzutreten zu können. Vor dem Gesetz weicht der Mensch. Er wird Akte. Er wird Sache. Unverständnis heißt Objektivität, denn Verständnis ist Menschlichkeit. Das Gesetz ist gesetzt. Es ist die Objektivität. Es ist das Unverständnis. Das Gesetz will nicht verstehen. Es will kategorisieren. Menschen sortieren. Akten sortieren. Vor dem Gesetz sind alle gleich – gleich

Objekt – gleich Sache – gleich bedeutungslos.

Unser Gericht am 16.11. verlief im Vergleich zu den vorigen sehr ruhig. Wir wussten, was auf uns zukommen würde. Wir hatten unseren Eltern versprochen mitzuspielen und Reue für unser schweres Verbrechen zu zeigen. Jede gegenteilige Aussage hätte nach Auffassung unserer Rechtsanwältin unseren Gefängnisaufenthalt verlängert. Warum dies eine Selbstverständlichkeit zu sein schien, erschloss sich uns nicht. Warum sollte derjenige, der sich nicht in billiger Reue und geheuchelter Scham vor die Stufen des Richterstuhles wirft, sondern sich ehrlich und stolz um eine Erklärung des vorliegenden Verständnisproblems bemüht, am Ende härter bestraft werden? – Wieso ist Ehrlichkeit vor Gericht Fehl am Platze? – Wieso interessiert niemanden die Wahrheit? Der Stolze wird seines Stolzes abgestraft, der Lügner für seine Lüge belohnt. Jeder bezweifelt eigene Taten, die den Weg hinter Gitterstäbe ebnen, aber nicht wegen der Tat an sich, sondern allein wegen ihrer Konsequenzen. Niemand beantwortet die Frage, warum eine Tat eine Straftat ist – es bleibt allein der freundliche Hinweis in Zukunft auf derartiges zu verzichten, wenn kein wiederholter Gefängnisbesuch erwünscht ist. Die Reue ist also selbst auch nur bedingt auf die Tat bezogen

und nährt sich vielmehr aus den verheerenden Konsequenzen. Nicht die Tat macht die Tat zur Straftat, sondern die Strafe. Es ist ein Abschreckungssystem, das in keinerlei Hinsicht die Aufarbeitung des Geschehenen zum Ziele des Aufbaus eines Verständnisses anstrebt, sondern sich allein mit Verurteilungen und Reuebekenntnissen zufriedengibt. Die Frage, welches Ziel solchermaßen erreicht werden soll, bleibt unbeantwortet.

Wir also zeigten vor Gericht Reue dafür, dass wir 3 Monate im Gefängnis saßen. Es tat uns um uns auch schrecklich leid. Wir wollten solches nie wieder erleben. Unsere Tat war von unserer Reue nur soweit betroffen, wie sie als Ursache eine unerwünschte Wirkung hervorrief. Unsere Aufarbeitung traf dementsprechend nicht uns und unser Fehlverhalten, sondern jene Institution, die es sich erlaubt hatte uns ohne Grund festzuhalten und einzusperren. Es gab keinen Grund. Denn ein Verbot ist keiner. Es ist nur der Grund dafür, dass sie meinten das Richtige zu tun. Warum? – Das weiß niemand.

Das Gericht stellte anhand aller Vernehmungsprotokolle und unserer Geständnisse unsere Schuld fest. Selbst einige Soldaten vom Grenzmilitär waren als Zeugen erschienen. Sie erkannten uns trotz unserer bleichen Gesichter. Die

Staatsanwaltschaft forderte eine Haftstrafe von 6 Monaten. Unsere Verteidigerin erbat in Berücksichtigung unserer Persönlichkeiten um sofortige Freilassung. Die Richterin verschob die eigentlich für den 23. November geplante Urteilsverkündung auf den kommenden Morgen, nachdem unsere Anwältin daran appelliert hatte, uns als Deutsche nun nach 3 Monaten von der Ehrlichkeit und Menschlichkeit russischer Gerichte zu überzeugen.

Da die Polizeistation wohl überfüllt war, mussten wir über Nacht nach Pskow in das Gefängnis zurückkehren – wie schon auf der Hinfahrt eingepfercht in die viel zu engen Einzelabteile im Polizeibus. Am nächsten Morgen fuhren wir wiederum zurück und die Richterin verkündete das Urteil. Wir verstanden natürlich zunächst nichts. Nur unsere Anwältin lachte uns irgendwann an und wir merkten wohl, dass wir uns freuen sollten. Doch erst als uns die Dolmetscherin verkündete, wir seien zu 4 Monaten und 21 Tagen Haft verurteilt worden, diese aber, weil jeder Tag in Untersuchungshaft eineinhalbfach zählt, schon abgelaufen, wussten wir, dass es vorbei war. Wir waren wieder frei. Auch die Polizisten schienen das verstanden zu haben und wie sie uns sonst stumpf und gleichgültig in Handschellen von Käfig zu Käfig stießen, so schlossen sie uns nun von einem

Augenblick zum nächsten die Gittertüren auf. Wer hätte gedacht, dass diese Pforte den Verbrecher vom Menschen trennt? – Es schien so, denn plötzlich wurden wir wieder wie Menschen behandelt. Warum? – Wie tausendmal in diesen Monaten konnten wir kaum glauben, was wir erlebten. Wir hatten uns nicht verändert. Wir waren keine besseren Menschen geworden. Wir haben diesen Staat nicht zu lieben gelernt. Wir hatten nicht verstanden, was unser Verbrechen war, denn es hatte uns niemand erklären wollen. Nur zu fürchten hatten wir diesen Staat gelernt. Furcht aber demütigt uns. Was uns demütigt, hassen wir wie der Sklave den Herren. Wir hatten den Staat zu fürchten und zu hassen gelernt – und trotzdem waren wir auf einmal wieder Menschen, weil es die Richterin verkündet hatte. Unsere Dolmetscherin freute sich. Sie sagte, sie habe ein solches Urteil noch nie erlebt. Es sei eine große Ausnahme. Aber auch wir seien ja Ausnahmen. Wer laufe schon nachts querfeldein mit Kompass und Gitarren und kurzen Hosen über die Grenze um Sehenswürdigkeiten auf der anderen Seite zu besichtigen? – Wer ignoriere schon so einfältig einen Grenzzaun? – Wir mussten uns ein allzu kaltes Lachen verkneifen. Ausnahmen? – Wir fühlten uns nicht mehr wie Ausnahmen. Wir waren Verbrecher wie jeder andere – wie der Schmuggler, der alte Mann, der Gärtner, der Dieb und

der Mörder. Wir hatten unsere Geschichte. Sie hatten ihre Geschichten. Niemand tut was er tut ohne Grund. Wir hatten unseren Grund, sie hatten ihre Gründe. Wer will sie gegeneinander aufwiegen? – Wir hatten viele freundliche Menschen, die viel Gutes über uns an das Gericht zu schreiben wussten. Sagt das viel über uns? – Oder nicht mehr über die gesellschaftlichen Umstände, in die wir uns hineingeboren fanden? – Wir hatten gut bezahlte Anwälte. Sie vielleicht nicht. Ist Gerechtigkeit käuflich? – Nein, aber das, was sich bei uns Recht schimpft scheinbar schon. Wer schwingt sich auf über Menschen zu richten und zu urteilen? Wer schwingt sich auf Menschen ihres Wesens abzustrafen? Was überhaupt ist Strafe? – Soll Strafe? Es sind Fragen, die aus menschlicher Perspektive keine Antwort kennen. Alles ist Wahnsinn.

Über allem aber thront das Auge Saurons. Es ist die Furcht. Sie ist der Zwingherr der Welt. Sie ist alles Misstrauen, aller Hass, aller Neid. Sie ist die Geißel der Menschheit. Sie ist alle Unterdrückung, alle Knechtschaft, alle Einschränkung. Furcht treibt den, der den Menschen unterdrückt, und Furcht treibt den, der sich unterdrücken lässt. Alles ist Furcht. Alles beruht auf Gegenseitigkeit. Furcht fesselt beide in Einklang. Wo Furcht herrscht, ist Harmonie, denn sie

lebt durch Zustimmung. Wer sich befreit, befreit auch den anderen. Wer sich nicht unterdrücken lässt und wer nicht unterdrückt, der befreit sich.

Wir haben uns oft gefragt, ob wir uns wegen dieser 3 verlorenen Monate in Russland grämen sollten, doch mittlerweile haben wir verstanden, dass wir uns in einem Krieg befinden. Was aber sind Monate gegen Jahre? – Krieg ist eine Einstellungsfrage. Wer die Augen vor Unrecht verschließt, lebt stets in Frieden und hasst Unruhestörer. Doch wer sich anschickt für ein freies Leben auf dieser Welt ohne Rücksicht auf persönliche Konsequenzen einzutreten, lebt im Krieg mit den alten Institutionen, die solches verhindern. Der Krieg beginnt, wenn du ihn beginnst. Du musst es nicht. Niemand muss. Und doch mussten es schon manche, die ihre Augen stur der Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit öffneten. Sie wurden verbrannt, vergiftet, erschossen oder in Haft dem Leben entzogen. Die Massen jubelten einmal mehr, einmal weniger. Sie waren allesamt Kriegsoffer eines Krieges, den sie selbst begonnen hatten. Sie hätten es nicht tun müssen. Und doch mussten sie es.

Was aber sind dann 3 Monate?

